Goethe und Napoleon

Eine Studie von Andreas Fischer

J. Hubers Verlag in Frauenfeld

Goethe und Napoleon

Eine Studie

von

Andreas Fischer

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1899

Das lebhafte Interesse, das Dichtkunst sowohl als Malerei und Skulptur für die Persönlichkeit Napoleons neuerdings beweisen, regt zum Versuche an, die Einzelzüge der seltsamen Erscheinung in der Litteratur unseres Jahrhunderts zu einem Gesamtbilde zu vereinigen und nachzuweisen, welch' merkwürdiger und wechselvoller Deutung durch die Kunst ein Charakter fähig ist, der von der strengen Wissenschaft so scharf umrissen worden. Die einleitenden Bemerkungen zum Vorliegenden können natürlich keineswegs als derartiger Versuch, auch nur für die deutsche Litteratur, gelten, und wo im Verlaufe der Darstellung auch andere Dichter neben Goethe zum Wort kommen, geschieht es nur, um des letztern Standpunkt nachdrücklicher zu kennzeichnen. Als selbständiger Abschnitt aber darf eben Goethes Verhältnis zu Napoleon beleuchtet werden; denn der große Dichter erscheint auch hier ganz einzig und eigenartig, ganz frei von zeitgenössischem Einfluß, und seine Auffassung so sehr aus einem Guß, daß sie auch im Gesamtbilde an besonderer Stelle, und wohl im Brennpunkte des Interesses, stehen muß. — Wenn andere Schriftsteller und Philosophen mit Napoleon sich beschäftigen, so liegt der Schwerpunkt im Objekt; Goethe aber hält seinem dämonischen Gegenüber das Gleichgewicht.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle meinen hochverehrten Lehrern, den Herren Professor Dr. Oskar F. Walzel und

Professor Dr. Ph. Woker, meinen herzlichen Dank auszusprechen für die unermüdliche Teilnahme, die sie meiner Arbeit entgegenbrachten und für die wirksame Unterstützung, die sie mir dabei angedeihen ließen. — Im fernern fühle ich mich verpflichtet, Frau Professor Dr. Hirzel in Bern meinen verbindlichsten Dank zu bezeugen für die Freundlichkeit, mit der sie mir die vortreffliche Bibliothek ihres sel. Herrn Gemahls, während dessen letzter Lehrthätigkeit diese Studie begonnen ward, zur Verfügung stellte.

Andreas Fischer.

Bern, im Mai 1899.

Einleitung.

In seltsamer Größe ragt seit hundert Jahren die dämonische Erscheinung des ersten Napoleon in die deutsche Litteratur herein; nur wenige der größeren Dichter sind an ihr vorübergegangen ohne mindestens einen bedeutsamen Blick des Hasses oder der Bewunderung und des Vorwurfs; seit der Griechenzeit hat kaum eine andere historische oder mythologische Figur die Dichtkunst so stark beschäftigt, wie die des Korsen Bonaparte. Und mancher Schriftsteller hat, indem er diesen Stoff künstlerisch zu bewältigen versuchte, geradezu sein Bestes geschaffen; so Platen in seinen Oden, Grabbe im Drama, Hauff in der Novelle, Zedlitz, Gaudy u. a. m. in Liedern und Balladen.

Ganz unabhängig von der Kunstdichtung lebte Napoleon fort im Singen und Sagen des Volkes. Wunderbare Größe und erschütternder Fall hatten sich dem Bewußtsein der Massen mit unbeschreiblicher Wirkung eingegraben; hier war mehr als Menschenkraft im Spiele: man fühlte niemals deutlicher die strafende Gotteshand sich regen. — Hundert Jahre neuen Lebens und Strebens haben nicht vermocht, so starke Eindrücke zu verwischen. Im kulturfernsten Gebirgsthal, wohin von der gesamten Weltgeschichte nur der Schall von zwei drei wuchtigen Namen gedrungen, ist der Napoleons, weil der letzte, der einzige, mit dem sich eine bestimmte Vorstellung verbindet, sozusagen der einzige, der heute noch einen Inhalt hat. Was konnten die Alten da droben der Jugend von

Cäsar, Karl oder Friedrich dem Großen erzählen? Was fragen sie nach Bismarck? Aber keinen trifft man, der nicht vom „alten Napoleon" im grauen Mantel, von Moskau und St. Helena, etwas zu berichten weiß; und es gibt noch heute Gegenden und Menschen, in deren bescheidenem Volksliederschatz als eine der beliebtesten Nummern das alte Jahrmarktlied erscheint:

„Kaiser der Napoleon
Ist nach Rußland zogen."

Die deutsche Muse hatte durch den Mund des alten Propheten Wieland das Kommen des künftigen Herrn der Welt verkündigt; sonst aber sah sie, staunend zwar, doch ziemlich schweigsam,[1] aus dem tobenden Meer der französischen Revolution ein Wesen auftauchen, welches die furchtbare Schicksalsgottheit zu verkörpern schien; die schreckliche Erscheinung der Revolution verzog sich; die Wellen legten sich; ein Richter war wieder auf Erden. Ob auch ein Retter? Oder entstammte der Graumantel der Hölle, und bedeutete sein Kommen Fluch statt Segen? Auch diese Fragen wurden laut; aber die erschreckten Völker hofften auf Heil, und die deutsche Muse, soweit sie überhaupt damals um Völkerschicksal sich bekümmerte, hoffte mit ihnen, empfand und pries mindestens die wiederkehrende Ordnung als eine Wohlthat für jegliche Kultur. Wenn auch nicht alle Herzen dem „jungen Helden der Republik" sympathisch entgegenschlugen: Interesse und gespannte Aufmerksamkeit konzentrierten sich allgemein auf ihn, und die dichterische Phantasie beschäftigte sich fast ebenso frühe mit ihm, als die politische Kombination.

---

[1] Nur auf die von der Litteraturgeschichte anerkannte und gebuchte Dichtung zu beziehen. Denn die Tageslitteratur begrüßte und feierte den siegreichen „republikanischen Helden", besonders aber, nach Campo Formio, den Friedensstifter Bonaparte in zahlreichen zum Teil schwungvollen Gedichten, vorzugsweise Oden. Gebildete Frauen thaten da in erster Linie mit. Von den glänzenden Hoffnungen auf Freiheit und Menschenglück, welche man auf den jungen Helden baute, geben diese meist unbekannten Dichtungen ein sehr treues Bild. Sie wurden vor kurzem der Vergessenheit entrissen; vergl. „Die Anfänge Bonapartes im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung" von P. Holzhausen, Beilage zur Münchner „Allgem. Zeitung", 1898 Nr. 234.

Denn fast beispiellos großartig, von höchster dramatischer Lebendigkeit war das Auftreten Bonapartes gewesen; ein Zeitraum von vier Jahren nur, und man sah ihn auf italienischem Boden rastlos von Sieg zu Sieg eilen, dann urplötzlich geheimnisvoll die Segel lichten zur Meerfahrt nach dem Orient; — hinter ihm schien, nach Abukir, die Welt zu versinken; doch vorwärts ging's durch Wüstensand und Pyramidenschlacht ins Reich der Pharaonen, ja weiter hinein ins heilige Land, das seit den Kreuzzügen kein abendländisches Heer je betreten, — und eher noch, als die Welt das alles erfuhr und begriff, war Bonaparte wieder in Paris, lag Frankreich zu seinen Füßen! Daß in diesen ungeheuerlichen, ans verwegenste Abenteurertum streifenden Ereignissen manches von Anfang an auf den packendsten Theatereffekt berechnet war, daß Held, Egoist und Charlatan hier eine intime Verbindung eingegangen waren, erkannten damals selbst in Frankreich nur wenige, und gerade aus der Ferne betrachtet erschienen, erscheinen heute noch, jene ersten Akte des Bonaparte'schen Dramas im Glanz der schönsten Poesie.

Doch mischten sich bald in die Bewunderung hinein unbestimmte Gefühle der Furcht und des Grauens, und die Exekution des d'Enghien erfüllte die zeitgenössische „gute Gesellschaft", zu welcher ja auch die meisten deutschen, adelsdiplom- und hofratfrohen Schriftsteller so gerne gehörten, mit Entsetzen: ach und weh! Der Held also auch ein Schreckensmann, ein Mörder, — ein Teufel! Ebenso schmerzlich wurden die republikanisch träumenden Dichter enttäuscht, da Bonaparte, schon als Konsul, sich rasch zum Tyrannen auswuchs und nun gar, indem er nach Purpur und Krone griff, mit den Lieblingsideen von 1792 offen brach. Was man jetzt allein noch von ihm hoffte, war: Ruhe, Ordnung, Sicherheit.

Napoleon ließ die Welt über die Natur seines Wesens nicht lange im Zweifel; in zehnjährigem mörderischen Kampfe lernten die meisten Völker Europas ihn kennen, keines gründlicher als das deutsche; denn für Deutschland bedeutete Napoleon wirklich Jahre lang das eherne Schicksal. Eben um die Zeit, da er sich die Krone aufsetzte, hatte die deutsche Dichtkunst den Gipfel ihrer höchsten Voll-

endung erreicht; Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung war zugleich Deutschland auf der Höhe seiner (einseitig ästhetischen) Kultur, und obgleich diese gewonnen ward, bevor der neue Imperator das heil'ge römische deutsche Reich in Trümmer schlug, so blieben doch die gewaltigen historischen Ereignisse nicht ohne Einfluß auf den Charakter der litterarischen Entwicklung: sie bestimmten, bestärkten mindestens, das Verharren in der zeitabgewandten, ausschließlich „klassischen" Richtung der letzten Vollendungsjahre. Denn: ernst war das Leben, heiter nur die Kunst; und in dieses heitere Reich hinüber flüchteten sich jetzt viele der Besten, denen das wirkliche Leben, Revolution und Napoleonismus, wehe that. Und Napoleon war keineswegs ein Kulturfeind in ihrem Sinne, und die klassische Richtung der deutschen Poesie befand sich recht wohl unter seinem Regiment. Immerhin bezeichnet, was Manzoni in seiner berühmten Ode „Der fünfte Mai" ausspricht, für die nächsten Jahre auch den Standpunkt der meisten deutschen Dichter:

„Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immer fort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre." [1]

(3. Strophe, übersetzt von Goethe.)

Aber man würde irren, dieses Schweigen etwa als eine allgemeine Mißbilligung zu deuten. Nichts ist für die Gesinnung des hochgebildeten Deutschlands bezeichnender als die Mitteilung Wolfgang Menzels: Es widmeten in einem einzigen Jahr in Frankreich sechzig Schriftsteller ihre Werke dem Kaiser Napoleon, in Deutschland neunzig! [2] — Was für Leute und was für Werke? Das festzustellen, dürfte heute sehr schwierig sein; aber es fanden sich ohne Zweifel auch viele bedeutende Namen darunter. Und wenn man auch annimmt, daß mancher Autor durch persönliche und lokale

[1] Goethes Werke II, 412 f.

[2] Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen II, 1132.

Verhältnisse beeinflußt worden, so waren doch gewiß die meisten zu einer derartigen Huldigung nicht gezwungen; diese war vielmehr der Ausdruck einer grenzenlosen Bewunderung, ja Vergötterung. Und einzelne Volksschriftsteller, ohne Adelsdiplom und Hoffähigkeit, wie z. B. Joh. Peter Hebel, schufen mitten in den Kriegsjahren den furchtbaren Tyrannen und Egoisten zum volkstümlichen Helden um; denn nicht nur als allmächtiger Herr der Welt, sondern namentlich als treuherziger Biedermann, ausgestattet mit Zügen ächt deutschen Gemüts und Charakters, erscheint Napoleon in einer Reihe von gelungenen Erzählungen, welche zu seiner Popularisierung in Süddeutschland ungemein viel beitrugen und ihre Unverwüstlichkeit und Wirkung bewahrt haben bis auf den heutigen Tag.

Aber schon ehe die Katastrophe von 1812 den Untergang Napoleons ahnen ließ und die Hoffnungen der vaterländisch gesinnten Deutschen wieder belebte, — und eben darum um so männlicher und achtungswerter — hatten Romantik und Patriotismus den Kampf gegen den Zwingherrn eröffnet. Ingrimmiger Haß flammte in den Herzen eines Kleist und Arndt,[1] und sie fanden dafür Ausdruck von einer Wucht und Gewalt ohne gleichen. Kleist verzweifelte und starb, ehe Deutschland aufstand; Arndt blieb und führte den Reigen der Freiheitssänger zur Zeit des großen Kriegs von 1813—1814. Und nun brach in Liedern und Pamphleten gegen Napoleon ein Sturm los, wütender als ihn jemals ein einzelner Mensch gegen sich heraufbeschworen. Was Vaterlandsliebe, glühender Feindeshaß, berechtigtes Rachegefühl, — aber auch Blutdurst, Grobheit und ärgste Gemeinheit überhaupt zu leisten vermögen, das wurde hier vollbracht: die Schrecken des wirklichen Kriegs blieben weit zurück hinter den Weissagungen und Forderungen jener wutschnaubenden Poesie. Diese schuf ein Napoleonsbild oder vielmehr eine Unzahl von Bildern, zu denen jegliches Scheusal, das jemals auf Erden und unter der Erde gehaust, seine gräßlichsten Züge leihen mußte. So grundverschieden aber auch diese Zeichnungen ausfielen, es geht doch durch

[1] Auch Fr. Schlegel schlug schon 1806 und 1807 in mehreren Gedichten patriotische Töne an.

das ganze Werk des Hasses und der Rache ein gemeinsamer charakteristischer Zug, nämlich die Deutung Napoleons als „Höllensohn“, Dämon, Fürst der Finsternis, gegen den, da Menschen nichts vermochten, der allmächtige Gott selbst und ganz besonders der bekannte „alte Gott der Deutschen“ zu Felde zog; der Untergang des „Antichrists“ und „Tiers der Apocalypse“ war ein großartiges Gottesgericht.

Auch dieser Sturm legte sich, und die an die Wolfsschlucht erinnernden Fratzenbilder fristeten ein kurzes Dasein. Auffallend rasch vollzog sich die Wandlung von Abscheu und Haß zu ruhigem Urteil und gerechterer Würdigung des wahrhaft Großen in Napoleons Charakter und Leben. Er war eben doch der einzige Mann gewesen unter den Großen seiner Zeit; die Welt — mit Ausnahme Englands — hatte durch seinen Fall durchaus nichts gewonnen; die Reaktion des Metternich'schen Systems war noch freiheitsfeindlicher als Napoleon, und kleinlich und verächtlich dazu. Etliche der besten Grundsätze der Revolution hatte selbst Napoleon stets hochgehalten, mancherorts mittelalterliche Ungeheuerlichkeiten mit eisernem Besen weggefegt, und nun sollte das alles restauriert werden zu gunsten einer Legion von kleinen Tyrannen! Nicht lange ging's, so galt in Frankreich der Bonapartismus als Liberalismus; ein „vive l'empereur!“ bedeutete gleichviel, wie „nieder mit dem ancien régime!“; Beranger dichtete für das Volk seine Kaiserlieder, und Chamisso kleidete sie in deutsches Gewand; Napoleon wurde zur Standarte der liberalen Opposition. — Und dann that auch der tragische Abschluß des wunderbaren Dramas seine starke Wirkung auf die Sentimentalität der Zeit: dort draußen im fernen Meer der gefesselte Prometheus auf seiner Insel — und hier, mißachtet und verfolgt, der alte Grenadier, — das war eine Situation auch für die nichtpolitische Dichtung, und sie wurde auch in Deutschland in fast unzähligen Variationen ausgebeutet, in Lied und Ballade. Und dann das Schiff, das aus dem Osten kommt, ohne Ahnung vom großen Schicksalswandel der Welt, und anlegt auf St. Helena! Und dann die Memoiren und Anekdoten, die tausend Erinnerungen an eine große Zeit, — kein Wunder, daß schon bis zur Juli-

revolution die Napoleonsfigur, mindestens nach der heroischen Seite hin, fest steht in der schönen Litteratur. Und immer allgemeiner und allseitiger wurde fortan das Interesse und die Auffassung. Nicht einzelne Dichtergruppen nur beuteten jetzt zu einem bestimmten politischen Zweck den gewaltigen Stoff aus; nicht nur Grenadier- und St. Helenalieder mit wehmütiger Klage und scharfem Seitenhieb auf die erbärmliche Gegenwart wurden gesungen; Napoleon, faßte man ihn nun als Helden, Kaiser, Tyrannen oder Teufel, war und blieb doch eben einer der interessantesten Menschen, die jemals gelebt, ein psychologisches Rätsel, das jeder zu lösen versucht war, auch ohne besondere politische Tendenz. Schon die Dichter des jungen Deutschlands gingen in der Beurteilung Napoleons weit auseinander; Börne z. B. und Gutzkow verurteilen ihn strenge, ohne ihn jedoch in den Staub zu ziehen; Heinrich Heine hingegen erhebt ihn, „Hosianna den Kaiser", geradezu zum Gott,[1] und gab es sonst im Himmel und auf Erden kaum einen andern Namen, den er unbedingt und konsequent hochhielt, — diesem Gott blieb er treu bei allem sonstigen Wankelmut, und wer ihn lästerte, den fiel er an mit seinem schärfsten Spott.

Das Spiegelbild Napoleons in der deutschen Litteratur hat seit der Mitte des Jahrhunderts seine Züge nicht mehr wesentlich verändert; es wurde nur abwechselnd die furchtbare oder die ansprechende Seite mehr beleuchtet. Wohl fehlte es auch nach den Freiheitskriegen nicht an kräftiger, vorwurfsvoller Lyrik — Platens Ode „Acqua Paolina" ist vielleicht der bedeutendste und schönste Beweis dafür —; aber der Feldherr und Soldatenkaiser steht im Vordergrund; „er trägt ein kleines Hütchen und ein gar einfach

[1] H. Heine, Werke VII, 158: „Die Augen der Götter sind immer unbewegt. Letztere Eigenschaft hatten auch die Augen des Napoleon; daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend."

Zu vergleichen auch der Heine'sche Ausspruch: „Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht; — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht." XII, 205.

Kleid", und diese mehr anziehende als abschreckende Gestalt wird bleiben, als wäre sie aus Erz gegossen.

Und dieselben sympathischen Züge, obgleich weniger glücklich ausgeprägt, trägt Napoleon auch in der deutschen Novelle und im Roman. Die konventionelle Figur im grauen Mantel tritt jeweilen in wirkungsvollem Momente hervor, um der Handlung oder dem Schicksal der Hauptpersonen die entscheidende Wendung zu geben; doch hat außer Hauffs „Bild des Kaisers" kaum eine dieser Dichtungen als Beitrag zur Napoleonlitteratur mehr Bedeutung als ein mittelmäßiges Grenadierlied. Aber bis auf den heutigen Tag sind weder Lyrik noch Epik dem ganzen Napoleon in seiner Furchtbarkeit und Seltsamkeit völlig gerecht geworden; ihre Mittel reichen auch wohl dazu nicht aus; den dämonischen Riesen der That kann nur das große historische Drama zur Geltung bringen. Ein anderer Schiller fände da einen andern Wallenstein. Grabbe hat den Versuch gewagt,[1] und sein „Napoleon oder die hundert Tage" ist vielleicht das großartigste Denkmal, welches deutsche Dichtung dem Franzosenkaiser errichtet hat. Das Werk bleibt unaufführbar; aber der Charakter des Helden ist in genialen, großen Zügen gezeichnet. Doch fühlt man auch hier, daß zur vollkommenen Wirkung noch etwas fehlt, nämlich jenes Unheimlich-Dämonische in Napoleons Wesen, welches die Personen seiner Umgebung bald unwiderstehlich anzog, bald mit kaltem Grausen erfüllte und das Gefühl wachrief, zwischen diesem Manne und der ganzen übrigen Menschheit gähne eine unheimliche Kluft, über die man die Brücke vergeblich suche.

[1] Auch Richard Voß mit „Wehe den Besiegten!" Die herzbezwingende und -gewinnende Geistesmacht Napoleons ist hier sehr wirkungsvoll (II. Aufzug, 5. Auftritt); doch empfinden wir sie nicht als Ausfluß des „Dämonischen", sondern vielmehr als Wirkung einer ursprünglich wahrhaft großen und edlen Natur, die nach schweren Mißgriffen und Katastrophen sich wieder auf sich selbst besinnt. Dem historischen Napoleon kommt zweifellos der Grabbe'sche Held sehr viel näher.

Goethe und Napoleon.

I.

„Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen." —

Bei keinem deutschen Dichter nimmt das Verhältnis zu Napoleon einen so eigenartigen, ganz besonders auch persönlichen Charakter an, wie bei Goethe. Zwar haben sich andere, wie z. B. Börne, Heine, Gaudy, Grabbe, in ihren Werken öfter und eingehender, als der Meister in Weimar, mit dem Titanen der Neuzeit beschäftigt; doch hat dieser für keinen andern Dichter als Menschen und Philosophen bis in die letzten Tage des Lebens hinein eine solche Bedeutung gewonnen, wie für Goethe, und den Gewaltigsten vom Gewaltigsten gewogen und beurteilt zu sehen, hat einen eigenen Reiz und ein besonderes psychologisches Interesse.

Goethe stand als anerkannter Fürst in seinem Reiche schon auf der Höhe seines Lebens und Schaffens, als der Name Bonaparte zum ersten Mal an sein Ohr schlug. Er sah den Fremdling kometenhaft auffahren, mit fliegenden Fahnen unter Kanonendonner als furchtbaren Mann des Schicksals über die Erde schreiten, mit ihr und all' dem Menschenvolk, als wäre er Gott, nach ureigenstem Willen spielend; er hatte ihm selbst in einer friedlichen Pause zwischen zwei blutigen Tragödien ins Auge gesehen, ein Mann dem Mann, — der den „Werther" verstand wie das Terrain seiner Schlachtfelder, — und er sah ihn, von Waterloo weggefegt, verschwinden, erlöschen im fernen Meer. Die zwanzig Jahre napoleonischer Thätigkeit waren

nur ein Abschnitt in Goethes langem, reichem Leben; er saß, scheinbar ruhig, in der Loge und betrachtete die lodernden Feuergarben wie eine Naturnotwendigkeit; daher, ob sie auch Deutschland grimmig faßten, bei ihm kein Haß, kein Zucken nach dem Schwert an seiner Linken. Die persönliche Eigenart und Größe Napoleons, seine wunderbare Energie und weltumfassende Thätigkeit hatten von Anfang an Goethes höchste Bewunderung erregt, eine Bewunderung, die treu blieb auch nach der Leipziger Schlacht und über St. Helena hinaus und noch in den spätesten Jahren in Briefen und Gesprächen unverhohlensten, ja begeisterten Ausdruck fand.

Denn so wenig, wie bei den Dichtungen Byrons, fragt Goethe der Erscheinung Napoleons gegenüber viel nach den sittlichen Tendenzen ihres Wollens und Vollbringens; er faßt das letztere für sich allein, und die ungeheure Kraft und Kraftäußerung fasciniert ihn; welchen Endzielen diese zutreibt, kommt für die persönliche Bewunderung nicht in Betracht, so wenig als beim verheerendsten Bergsturz oder furchtbarsten Vulkanausbruch. Der Königstiger in seiner furchtbaren Majestät erregt Bewunderung. „Allerdings", würde Peter Eckermann etwa sagen; „aber seine Tendenzen sind nicht zu loben." Und Wolfgang Goethe drauf: „Ist er darum ein weniger prächtiges Tier?" In der That: von diesem Standpunkte aus mußte die Erscheinung Napoleons mit unwiderstehlicher Zaubergewalt wirken und gefangen nehmen, und es liegt in dieser Auffassung Goethes schon ein gewisses Etwas, das von dem Urteil Nietzsches über Napoleon im Prinzip nicht allzusehr abweicht. Den „Uebermenschen" hat ja Goethe erschaffen,[1] den reinsten Typus eines solchen in Napoleon selbst miterlebt und gefunden: dieser hätte „uns ungefähr so gegenüber gestanden wie Cortez den Wilden",[2] und es klingt fast wie Goetheweise, nur mit ein bißchen andern Worten, wenn Nietzsche sich über Napoleon vernehmen läßt als über den „einzelsten und spätgeborensten Menschen, den es jemals gab, . . .

[1] Vergl. Zueignung, VIII. Strophe, und Faust I, 1. Monolog.
[2] Riemer, Mitteilungen II, 692.

das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich." [1] — Doch ist diese Energie und souveränste Machtentfaltung nur die eine Stütze von Goethes Bewunderung; denn ebenso sehr, wie die übermenschliche Kraft, entzückt ihn an seinem Helden der rasche, durchdringende Verstand, „der größte, den die Welt je gesehen", [2] die absolute, unerschütterliche Sicherheit, in allen Lebenslagen sofort das Richtige zu erkennen, stets gepaart mit der Energie, es auch sofort zu thun.

Es würde aber auch hiemit noch das Wesen von Goethes Napoleonbewunderung kaum zur Hälfte erklärt sein. Das eigentliche Fundament liegt tiefer: in einer eigentümlichen Kongenialität und Uebereinstimmung dieser zwei großartigsten Naturen der neuern Zeit. Im ersten Augenblick zwar sträubt sich etwas in uns bei dem Gedanken, Goethe mit Napoleon zu vergleichen; die Aehnlichkeit ist aber groß, wenn auch nicht im Handeln (wozu es dem Dichter an Spielraum fehlte), so doch in einer gewissen Weltanschauung, besonders im politischen Denken und in der Wertung des gesamten Menschengeschlechts. Ausdrücklich sei bemerkt, daß es sich bei den folgenden Ausführungen nicht um eine eigentliche Parallele handeln kann. Denn eine solche müßte natürlich auch die Unterschiede im Wesen und Schaffen der beiden betonen, und dies zu thun, erscheint im vorliegenden Fall als höchst überflüssig. Daß Goethe und Napoleon nicht dasselbe sind, nicht abwechselnd als Gleichungswert für einander gesetzt werden können, bedarf durchaus keiner Beteuerung; die Vergleichung stößt nach etlichen Seiten hin bald auf bestimmte Grenzen. Sie soll aber zeigen: warum eben dieser Größte für diesen Größten eine Bedeutung gewann, die weit hinausgeht über den Heroenkultus, der ja von den Dichtern aller Zeiten gepflegt worden. Für eine ganze Reihe von Dichtern ist Napoleon nicht viel mehr als der letzte Große, eine dankbare Balladenfigur; für Goethe hingegen nach eigenem Ausdruck ein „Kompendium der Welt", ein Studium und eine merkwürdige Satisfaktion.

---

[1] Nietzsche, Gen. der Moral, 36 f. Vergl. Stein L., Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren, S. 88.

[2] Biedermann, G.s Gespr. III, 208.

Goethe wurzelte nach allen Seiten hin fest in den Anschauungen seines, des achtzehnten Jahrhunderts. Sein Fürsten- und Staatsideal war und blieb der aufgeklärte Despotismus,[1] allerdings mit möglichst humanen Formen, und an diesen Grundsätzen vermochten selbst die Stürme und Konsequenzen der gewaltigsten Revolution kein Jota zu ändern.[2] Zur Zeit des Sturms und Drangs hatten sich allerdings auch bei deutschen Dichtern gelegentlich demokratische, sogar republikanische Tendenzen geregt — z. B. in Heinses „Ardinghello“ —; aber Goethe dürstete schon damals nicht so sehr nach Tyrannenblut, wie etwa die Stolberge, und die Revolution beschränkte sich ausschließlich auf das litterarische Gebiet. Die aufgeklärten Fürsten Deutschlands, Friedrich der Große, Karl August, sogar ein Karl Eugen, entzogen durch mancherlei Reformen der Revolution den Boden. Gerade Sachsen-Weimar war ein eigentlicher Musterstaat, oder befand sich doch auf dem besten Wege, es zu werden, und Goethe trug dazu redlich das seinige bei. Zehn der besten Lebensjahre wurden den Staats- und Fürsteninteressen so sehr gewidmet, daß der Dichter notgedrungen in den Hintergrund zurücktreten mußte. Und bei dieser Thätigkeit gab es keine pathetischen Deklamationen, keine hochtönenden Phrasen von allgemeiner Verbrüderung und Völkerglück; es war

[1] Vergl. Goethes Urteil über Republik, Anarchie und Despotie in den Noten und Abhandlungen zum Divan, Werke IV, 251. „Die Despotie schafft große Charaktere, kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit.“ Der Dichter hat dabei gewiß eher an Friedrich den Großen und Napoleon als an orientalische Despoten gedacht. Ohne Zweifel auch an die großen Römer.

[2] Mit den restaurierten Bourbonen z. B. war Goethe sehr unzufrieden, weil sie anfingen mit der Opposition zu diskutieren, statt zu handeln. „Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpfen und hängen, das ist recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden.“ Vergl. Eckermann I, 92. — Auch fand Goethe es ganz in der Ordnung, daß die französische Regierung den unbotmäßigen Beranger an den Schatten setzte. Vergl. Eckermann II, 63 und ferner I, 92: „In dem, was ich selber zu thun und zu treiben hatte, habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die andern habe ich schwatzen lassen, und ich habe gethan, was ich für gut fand.“

ein stilles, überlegtes, emsiges Wirken nach praktischen und humanen Rücksichten, ein Wirken, das allerdings zunächst mit dem Einzelnen und Naheliegenden sich beschäftigte, den einzelnen Fall mehr ins Auge faßte und weit entfernt war von der Rücksicht auf die allgemeinen Grundsätze einer modernen Konstitution. Dafür auch kein doktrinärer Zug in dieser Thätigkeit! Der gesunde Menschenverstand und redliche Wille der Leitenden fanden Spielraum; und regieren — das blieb stets Goethes Maxime — sollte nur, wer berufen war und das Zeug hatte dazu! „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht, — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht, — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.“ [1] — Gewiß, dabei ließ sich leben, auch auf der regierten Seite. Und wenn auch diesem etwas patriarchalischen Regiment keine sogenannte „große Politik“ zu Grunde lag, so war es doch, wenigstens vor der Zeit des großen Kampfes, keine schlechte Politik. Aber Goethe bekannte sich auch dann noch zu den nämlichen Grundsätzen, als das alte Deutschland in Trümmer ging. Höchst bezeichnend für seine politischen Ansichten ist u. a. der Brief, den der Dichter nach dem Fall Preußens aus Karlsbad an Zelter in Berlin schrieb. Da heißt es: „. . . Uebrigens lebe ich denn doch sehr einsam; denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, obgleich sie von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn Jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Teilnahme und spreche gerne darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen 2c.“ [2] Also das Einzelne, Persönliche

[1] Goethes Werke XIX, 478.

[2] Briefwechsel mit Zelter, I, 266 f.

nur erweckt Interesse und Teilnahme; das Ganze hat überhaupt nie existiert. Fast stärker noch wird die Wichtigkeit des Einzelnen, des Wirkens in engem Kreis, in einem spätern Brief (1809) an denselben Freund betont: ... „wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus.“ [1]

Aus solchen hier und anderwärts ausgesprochenen Grundsätzen erklärt sich zum guten Teil Goethes allbekannte Abneigung, ja sein Abscheu gegen die französische Revolution und namentlich auch gegen die Sympathien, mit denen so mancher deutsche Mitstreiter des Dichters auf dem Gebiete der Kultur die großartige Freiheitsbewegung im Westen begrüßte und verfolgte. Die herrschenden Zustände, fand er, seien gar nicht so schlimm,[2] bedürfen mindestens keiner derartigen Totalremedur, — und in der That: wenn man mit Hilfe seiner Selbstbiographie einen Blick thut in das vormalige Frankfurter Leben, worin auch die muntere „Frau Rat“ sich so wohl gefiel, wenn man beim „Wirt zum goldenen Löwen“ mit Apotheker und Pastor ein Schöpplein trinkt, daneben ferner etwa Claudius, gelegentlich auch Voß[3] aus Norddeutschland und Hebel aus Süddeutschland vernimmt, jene anziehenden Schilderungen des gemütlichen Daseins und Treibens auch der „kleinen Leute“, so möchte man fast annehmen, es hätte sich damals wirklich ganz leidlich, ja sogar sehr angenehm leben lassen. Allein die bösen Anklagen, wie „Emilia Galotti“, „Fürstengruft“, „Kaplied“, „Kabale und Liebe“ u. a. m., fahren so scharf in die Behaglichkeit hinein,

---

[1] Vergl. hiezu Eckermann III, 243, Goethes Ansicht über den St. Simonismus: „Ich dächte, jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird.“

[2] „Sagt, wo steht in Deutschland der Sansküllott? In der Mitte;
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt.“
Goethes Werke III, 253.

[3] Vergl. „Der siebenzigste Geburtstag“.

daß der Glaube an die gute alte Zeit mächtig erschüttert wird und die Klänge der Marseillaise kräftige Resonanz finden.

Goethes ganzes Wesen, Naturanlage und Lebensweisheit, verabscheute die Volkserhebung in Frankreich und die Lust, die sich auch diesseits des Rheins regte zur Nachahmung.

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.“ [1]
(Venet. Epigramme 51.)

Die Herrschaft der Menge, des Volkes, war ihm ein Greuel; denn daß sie zu etwas Gutem führen könne, wollte er nimmer mehr zugeben.

„Große gingen zu Grunde! Doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.“ [1]
(Venet. Epigramme 54.)

Diese Aussprüche entstanden angesichts der französischen Revolution. Goethe hat später noch eine ganze Menge von Revolutionen erlebt, aber seine Meinung über die Volksherrschaft nicht geändert; er gibt auch gute Gründe an:

„Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantwortete sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Art behelfen und durchhelfen müssen.“ [2] — In der Herrschaft einer wenn auch noch so zahlreichen Partei erkannte Goethe noch lange keine Freiheit, und eben deshalb verhielt er sich dem lauten Liberté-Ruf der Zeit gegenüber sehr mißtrauisch; — . . . „wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen von einer Hand in die andere gehen sollen.“ [3]

---

[1] Goethes Werke II, 148 f.

[2] Daselbst XIX, 125.

[3] Goethes Werke IV, 279. Vergl. hiezu des Richters, d. h. Goethes Urteil über die Parteikämpfe der Revolution, „Hermann und Dorothea“ VI, 41 f.:

Diese Auffassung ist bezeichnend; sie beweist, daß der „große Realist" Goethe manche Tendenzen der Revolution scharf und klar, die tiefere Bedeutung der ganzen Bewegung jedoch schroff einseitig faßt; er sieht kein freiheitheischendes Volk, sondern nur Parteien und Parteigetriebe; über die Liberté, Fraternité, Egalité, die vielen Phrasen von Menschenrechten und Wolkenkuckucksheim schreitet er hinweg zu den greifbaren, realen Dingen; Besitz, Einfluß, Macht: das sind für ihn die Brennpunkte. Dieselbe Auffassung tritt auch in den dramatischen Erzeugnissen jener Periode deutlich hervor; vom „Großcophta" bis zur „Natürlichen Tochter" findet sich kein Hauch der Begeisterung, ja auch nur Anerkennung der Ideen von 1789; die Thorheiten der Revolution werden lächerlich gemacht; der Streit dreht sich um Erbschaft und Besitz.

Auch sonst hat Goethe in Briefen und Gesprächen sich oftmals über die Revolution und ihre Helden, besonders auch über das „Reich der Vernunft" lustig gemacht. Wie spottet er über das Dekret, welches Schiller zum französischen Bürger ernennt![1] Und wie über Campe, der es an Schiller gesandt und dabei „die schönsten Sachen" gesagt! „Campe scheint an der gefährlichsten Tollheit, so wie noch mancher gute Deutsche, krank zu liegen. Leider ist dagegen so wenig als gegen eine andere Pest zu thun und zu sagen."[2] Ja, mehrmals wird die Gelegenheit, derartigen Pestkranken eins anzuhängen, geradezu vom Zaun gerissen. Schiller beklagt sich, daß „Wallensteins Lager" auf unrechtmäßige Weise nach Kopenhagen gelangt sei, worauf Goethe antwortet: „In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich von den würdigsten Männern eine Infamie oder Absurdität zu gewärtigen."[3]

Aber nicht nur die Erscheinungsformen der Revolution

„Um den Vorteil der Herrschaft Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen."

[1] Briefwechsel Goethe-Schiller IV, 132.

[2] Daselbst IV, 132.

[3] Daselbst V, 17.

waren Goethe zuwider; er erkannte, selbst für Frankreich, ihre Berechtigung nicht an, sucht ihre Ursachen nicht etwa im System, im ancien régime, sondern in einzelnen Mißgriffen und Taktlosigkeiten einzelner Personen, z. B. in Marie Antoinettes gänzlicher Vernachlässigung aller Etiquette. „Wenn man einmal mehrere Millionen aufgewendet an einem Hof, um gewisse Formen als Schranken gegen die Menge zu haben, so ist es thöricht und lächerlich, wenn man solche selbst wieder über den Haufen wirft.“[1]

In dieser Auffassung spiegelt sich jener bedeutende Zug von Goethes Charakter, der auch für die Beurteilung des Verhältnisses zu Napoleon von höchster Wichtigkeit ist: der Glaube an das Individuum, an die Persönlichkeit gegenüber der Masse. „Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum! Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben!“[2] — Daß durch das Nivelliersystem der Revolution die Bedeutung des Individuums sollte vernichtet werden im Namen der Gleichheit zu Gunsten der Masse und Mittelmäßigkeit, dagegen empörte sich Goethes ganze, bedeutende Persönlichkeit. Er war ja berechtigt genug, für sich Raum und Anerkennung zu verlangen und eventuell durch Niederwerfung der minderwertigen Andern zu erzwingen. Ein 18. brumaire war auf diesem Gebiet nicht wohl möglich; der Parnaß ließ sich nicht so schnell und gründlich säubern, wie der Ratssaal in St. Cloud; der Kampf dauerte länger. Schroffheit und Ungerechtigkeit waren dabei nicht ausgeschlossen, und Goethe war sich dessen wohl bewußt. „Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen.“[3] Noch bezeichnender für Goethes Kampfmanier ist das Bekenntnis: „Ein heftiger, wenn

[1] Biedermann, G.s Gespr. IV, 217.

[2] Daselbst II, 83. Vergl. in Goethes Werken XIX, 63 den Spruch: „Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Huß verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.“

[3] Daselbst IV, 222.

gleich ungerechter Angriff bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sie sei auch noch so gut gemacht. Das war immer unsere Maxime!"[1] So sprach Goethe im letzten Jahr seines Lebens; daß er in den Jahren des Kampfes, der raschen Mannskraft nicht sentimentaler dachte, versteht sich von selbst. Es handelte sich dabei nicht immer bloß um den Triumph der guten Sache über die schlechte, sondern in manchen Fällen auch um die Geltung der Person. Weil es unmöglich schien, „jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form (Räuber und Ardinghello) zu überbieten", hätte Goethe nach eigenem Geständnis die Dichtkunst „gerne völlig aufgegeben."[2] Also: wenn nicht alles überboten werden kann, was die andern leisten, — wozu denn noch dichten? Später allerdings stand die Ueberzeugung, mindestens auf dem europäischen Festlande der erste zu sein, unerschütterlich fest — „Byron allein lasse ich neben mir gelten!" — Wie aber, wenn der geniale Lord ein Deutscher gewesen wäre? Etwa mit Schiller und Heinse zusammen in Mannheim oder Berlin einen Musenalmanach und darin seinen „Don Juan" hätte erscheinen lassen? Das Verzeichnis der bösen Produktionen, welche Goethe die Freude an der Dichtkunst verdarben, würde vielleicht um eine Nummer bereichert worden sein.[3] Wenn auch aus des Meisters Mund gelegentlich Worte voll schneidenden Hohns gehen gegen Anerkennung und Nachruhm; — er wollte doch gelten als das, was er war, der Größte im Reiche der Kultur. Und welch' hohen Wert er überhaupt der einzelnen bedeutenden Persönlichkeit beilegt, geht vielleicht am deutlichsten aus seiner Unterhaltung mit S. Schütze hervor. Goethe äußerte: „Es kam doch wohl auf Richelieu an, der französischen Kunst und Litteratur eine andere Wendung zu geben." Der Berichterstatter wagte den Ein=

---

[1] Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller 150.

[2] Goethes Werke XXVII, 310.

[3] Vergl. hiezu die Stelle aus dem w. ö. Divan:

„Wenn wir Andern Ehre geben,
Müssen wir uns selbst entadeln.
Lebt man denn, wenn Andere leben?" Werke IV, 78.

wand: „Sollte so etwas wohl von einem einzelnen Menschen abhangen?“ Da sah ihn Goethe mit großen Augen an, . . . und dem Zweifler ward zu Mute, „als ob sein Geist plötzlich in einer furchtbaren Glorie hervorträte ꝛc.“ [1]

Ganz im Einklang mit solchen Grundsätzen steht es, daß Goethe sich sein Leben lang besonders angezogen fühlte von den großen, absoluten Charakteren der Geschichte und Sage. Schon in der Jugend, da seine Mitstürmer und -Dränger so unbändig nach Tyrannenblut lechzten, trug Goethe sich mit dem großartigen Plan zu einer Tragödie — Julius Cäsar! Und keineswegs etwa in der Absicht, den Cassius und den „ehrenwerten Mann“ Brutus zu verherrlichen! Vielmehr wollte er „die wahre Größe eines vollendeten Herrschers darstellen, der durch die Eifersucht und den Neid kleinerer Geister auf die unwürdigste Weise gestürzt wird.“ [2] — Wie so ganz und gar die Anschauung Napoleons! Und wie seltsam es sich fügte, daß der moderne Cäsar selbst dem Dichter diesen Stoff noch einmal eindringlich ans Herz legte! „Das könnte Ihr Hauptwerk werden!“ Die beiden Großen stimmten auch in ihrer ausgesprochenen Vorliebe für die Römer überein und zwar aus denselben Gründen. Goethe spricht sich darüber gegen Boisserée sehr deutlich aus: „Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen sage ihm zu, das Griechische nicht so.“ [3] Den „Hellenen“ Goethe-Orestes kennt man überall seit vielen Jahren; in politischem Sinne hingegen müßte man weit eher von einem „Römer“ Goethe sprechen.

Dennoch kam die große Idee des „Cäsar“ nicht zur Darstellung; aber der gewaltige Römer blieb stets eine Lieblingsfigur des Dichters, und mit den Mördern und Erben des Diktators söhnte sich Goethe niemals aus; die Ermordung Cäsars verurteilt er als die „abgeschmackteste That, die jemals begangen worden.“ [4] Warum?

---

[1] Biedermann, G.s Gespräche II, 139.

[2] H. Düntzer, Studien zu Goethes Werken, S. VIII f.

[3] Biedermann, G.s Gespr. III, 211.

[4] Goethes Werke XXXVI, 87.

„Und wenn man auch den Tyrannen ersticht (verbannt! —)
Ist immer noch viel zu verlieren:
Sie gönnten Cäsar'n das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren." [1]

Und neben Cäsar stehen: Prometheus, Mahomet, Faust; großartige Charaktere zogen den Dichter unendlich mehr an als die Geschichte ganzer Völker und Generationen, und mir will scheinen, als könnte man jenes Wort aus „Dichtung und Wahrheit", mehr allgemein gedeutet, als Motto über Goethes Geschichtsauffassung hinschreiben, das Wort: „Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an!" Wahrlich, einer so machtvollen Persönlichkeit mußte die Revolutionsgleichmacherei ein Greuel sein!

Dazu kommt, daß Goethe die Ordnung liebte, eigentlich ein Ordnungsfanatiker war. Ob aus Bequemlichkeit? Rückert erhebt diesen Vorwurf gegen ihn; am schärfsten aber hat Börne es ausgesprochen. „Goethe war ein Stabilitätsnarr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt; das gelang ihm nicht; aber es gelang ihm sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen." [2] — Nun wird zwar Börnes maßlose Ungerechtigkeit gegen Goethe, vor allem gegen den Dichter Goethe, fast allgemein verdammt; hier aber handelt es sich um den Menschen und mehr noch um den Politiker, und wenn auch Börnes Urteil ungemein hart und bitter ist, so hat doch gar manches in Goethes Wesen und Haltung dem entschiedenen Demokraten und Revolutionsfreund dazu Anlaß gegeben.[3] Aber eine gewisse Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit reicht nicht hin, Goethes schroffe Ablehnungsmanier zu erklären. Der Dichter, der mit größerem Recht als irgend

---

[1] Goethes Werke II, 371.

[2] Börne, Werke VI, 229 f.

[3] Vergl. hiezu: Gottfried Kellers Billigung des Börne'schen Urteils, in Bächtold, Kellers Leben, I, 217 f.

ein anderer von sich sagen durfte, daß er die Deutschen von „Philisternetzen“ losgerissen, hatte bessere Gründe als nur Bequemlichkeit, um der Ordnung Freund zu sein. Das eigene Bekenntnis läßt da an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: wollte ja doch Goethe, weil es nun einmal in seiner Natur lag, „lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ Wer die Bequemlichkeit über alles liebt, wird nicht so leicht zur Ungerechtigkeit seine Zuflucht nehmen! Kein Wunder also, daß dem Dichter jede gewaltsame und besonders zügellose Aenderung, sei es nun auf dem Gebiete der Kunst oder in Staat und Gesellschaft, im höchsten Grade zuwider war. Goethe mußte überall Zweck und Ziel sehen, samt der Möglichkeit, sie zu erreichen, und glaubte nur an ein langsames, möglichst ruhiges Fortschreiten der Kultur. Er hat den gewaltigen Unterschied zwischen Einst und Jetzt, zwischen Reform und Revolution und damit zugleich seinen eigenen Standpunkt treffend charakterisiert in den Worten: „Vor der Revolution war alles Bestreben; jetzt ist alles Forderung.“[1] Dieses beschleunigte, ja rasende Tempo mißfiel dem Weisen. Wenn nun jene gewaltsamen Störungen sogar den Charakter schrecklichster Massacres annahmen und in dem tobenden Sturm der Leidenschaften kein Leitstern, kein vernünftiges Ziel mehr zu erkennen war, sondern schlimmste Willkür und Bestialität zu triumphieren schienen, vor welcher auch die freiheitbegeisterten Revolutionsfreunde aus des Dichters Bekanntenkreis sich entsetzt abwandten: wie sollte da Wolfgang Goethe noch sympathisieren mit Volksherrschaft und Fraternité, mit der Revolution, welche „allen Besitz unsicher machte“, die Menschen vertierte, „die gefälligen Formen verdarb“[2] und alles das zu vernichten drohte, was man in Weimar-Athen allein als „Kultur“ gelten ließ? Er, wie so unzählig viele andere in Deutschland und Europa, fühlte sich erleichtert, befreit, als der erschien, der dem wilden Sturme

[1] Goethes Werke XIX, 125.

[2] Vergl. auch die Xenien-Nummern 56 f. (III, 241), besonders:
„Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich!
Aber du, löbliches Volk, bist so voll Hochmut und grob.“

Halt gebot und mit eiserner Faust das Steuer faßte, — Napoleon Bonaparte.

Der stammte auch aus einem andern Jahrhundert, ein Granitblock, der unverändert blieb, nachdem er fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Alle halb wehmütigen, halb vorwurfsvollen Klagen: wie schade, daß der Held der Republik sich nach und nach zum Tyrannen ausgewachsen, — sie entbehren der historischen Berechtigung, so oft sie auch von Dichtern und Geschichtschreibern wiederholt worden. Böthlingk hat in seiner Biographie Bonapartes scharf und schlagend dargethan, daß der nach grenzenlosestem Egoismus handelnde Despot genau so alt ist als der „republikanische Held“; die beiden kündigten sich als fix und fertig an beim großen Debut in Italien.[1]

Napoleon diente nie der Zeit und ihren Ideen; er bemeisterte und benützte dieselben zur Entfaltung seiner eigenartigen, ins Grenzenlose strebenden Persönlichkeit. Von ihm hätte Börne behaupten dürfen: es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, ja der weltumfassenden Freiheitsbewegung überhaupt den harten Wall seiner Granitnatur entgegenzustellen; denn hemmender und kräftiger hat keiner jemals ins Rad der Zeit gegriffen. Auch ihm waren recht bald und recht gründlich „alle Freiheitsapostel zuwider“; auch er sah in den Stürmen der Revolution nur Parteien, sich gegenseitig bekämpfende und hinmordende „factions“; er hatte es ja erlebt, daß die an Zahl weit schwächere Partei, der „Berg“, die Alleinherrschaft an sich riß und in gewissen Fällen von einem Appell an das Volk nichts wissen wollte; er hatte selbst die rote Mütze aufgesetzt und als jakobinischer Agitator zwischen Paris und Ajaccio reichlich Gelegenheit gefunden, den Ton und Wert der Klubreden kennen zu lernen; doch dürstete auch er schon damals nicht nach Tyrannenblut, sondern machte eifrig Vorstudien zu einem — Cäsar-Drama. In den Deklamationen der Räte fand er nur unnützes und leeres Advokatengeschwätz, — Grenadiere vor!: „chassez-moi ces bavards!“ — Aber die realen Dinge sah und begriff er,

[1] Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen Besonders I, 209 f. II. VIII. II, 3—10. II, 272 f. u. a.

mindestens in den besten Jahren seines Lebens, wie sie besser und schärfer niemals ein Sterblicher erfaßt. Und die wirklich materiellen Errungenschaften der Revolution: gleiches Recht, sicheren Besitz, befestigte und schützte er mit Kraft und Verstand; wo er solide Fundamente vorfand, da baute er rasch und sicher auf.

Niemand hat jemals einen ausgesprochenern Sinn für Ordnung besessen als Napoleon; alles unordentliche, ungeregelte, problematische war ihm tötlich verhaßt. Nichts ist in dieser Beziehung charakteristischer als sein Verhalten und Empfinden beim Untergang des Bourbonenkönigtums. Daß die alte Monarchie endgültig zusammenbrach, mußte ihm, dessen brennender Ehrgeiz vom Umsturz sein Glück erhoffte, gerade recht sein; daß aber regellose Banden, Pöbelhaufen, die Männer in Uniform, Repräsentanten der Ordnung massakrierten, empörte ihn. Hätte er jetzt eben ein Regiment seiner nachmaligen Garde zur Hand oder ein Dutzend Kanonen, — ha, wie würde die Canaille auseinanderstieben![1]

Also Napoleon und Goethe beide: Männer der Ordnung, Feinde der Volks- (oder Partei-) Herrschaft, und in Bezug auf Weltverbesserung überhaupt Verächter der Träume und Phrasen, Realisten, die mit einseitiger Konsequenz nur das wirklich Faßbare gelten ließen, — und die Bedeutung des hervorragenden Individuums. Daß Napoleon, dessen ganze Natur zu viel schärferer Eigenart ausgeprägt war und in den ungeheuren Aufregungen eines fortwährenden, beispiellosen Kampfes sich immer schroffer gestaltete, noch unendlich viel rücksichtsloser die Person über die Menge triumphieren ließ, ist selbstverständlich. Sein berühmter Grundsatz aber, „la carrière ouverte aux talents“, in welchem er sich wirklich freier und größer zeigte als der mißtrauische und doktrinäre Konvent, der nicht selten Dummköpfe — allerdings politisch „reine“ — auf wichtige Posten berief, dieser Grundsatz wurde auch von Goethe im hohen Alter noch gebilligt und freudig anerkannt.[2] Allerdings, einen gleichhoch-

[1] Vergl. Taine: Orig. d. l. France contemp. Régime moderne I, 14. Vergl. A. Fournier, Napoleon I., I, 35.

[2] Eckermann III, 164.

strebenden Schiller, falls er sich gefunden hätte, konnte Napoleon neben sich nicht dulden; die Krone und Weltherrschaft ließen sich eben nicht so leicht mit einem zweiten teilen wie der Lorbeerkranz des Dichterfürsten, der durch dieses Verhältnis nichts verlor, wohl aber viel gewann.

Die Frage: ob eine jede eminente Natur ersten Ranges von der souveränen Höhe ihrer Ueberlegenheit aus naturgemäß zur Verachtung des gesamten Menschengeschlechts gelangen müsse, mag von den Psychologen und Philosophen entschieden werden; der Beispielsbeweis würde sie wohl bejahen. Daß bei den großen Männern der That dieses Gefühl viel schärfer hervortritt als bei denen der Wissenschaft und Kunst, ist natürlich; denn ihr wesentlichstes Element ist Kampf, und zudem sind großartige Thatkraft, unbeugsame Willensstärke ungleich seltenere und ausschließlichere Erscheinungen als Fülle des Gedankens und der Idee. „Klüger und einsichtiger“, meint Goethe, „wird sie (die Menschheit) werden; aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht.“ [1]

Napoleon hat die Menschen verachtet, wie kaum je ein Sterblicher zuvor; er befand sich von Natur aus eigentlich der ganzen Menschheit gegenüber. Auch geben fast alle Biographen und Geschichtschreiber zu, daß eine solche Summe von Niederträchtigkeit und Erbärmlichkeit kaum einem zweiten Menschen auf seiner Lebensbahn entgegengetreten. In den Parteikämpfen der Revolution hatte er die Menschen in ihren schlimmsten und widerlichsten Leidenschaften kennen gelernt; Männer, wie Paoli und Carnot, fähig und lauter zugleich, bildeten seltene Ausnahmen. Und die politische Laufbahn führte ihn fast Tag um Tag tiefer in die Abgründe der Schlechtigkeit hinein. Wie das kroch und sich krümmte, schon zu den Füßen des jungen Konsuls! Und wie viel Gesinnungswechsel, Treulosigkeit und Verrat, hüben und drüben, zwischen dem 18. brumaire und der zweiten Abdankung! Ein einziges Beispiel nur —: „Der Adlerflug Napoleons (von Elba nach Paris) war so rasch gewesen,

[1] Eckermann III, 185.

daß eine große Anzahl von an Louis XVIII. gerichteten Adressen erst nach dessen Abreise in Paris anlangte und dem wiedergekehrten Empereur zugleich mit dem Haufen an ihn gerichteter Adressen übergeben wurde. Als er diese Zuschriften von diametral entgegengesetztem Inhalt, — in den einen wurde die „Vernichtung“ des „Korsen“, des „Usurpators“ und „Tyrannen“ vom Himmel und vom König erfleht, in den andern der „Kaiser“ seiner „wunderbaren Rückkehr“ wegen beglückwünscht und als „Held“, als „Befreier“ und „rechtmäßiger Souverain“ gefeiert — ja, als er diese von denselben Leuten und Behörden innerhalb weniger Tage ausgefertigten Urkunden menschlicher Erbärmlichkeit in Händen hielt, mochte in seiner Seele ein Meer von Ekel Wogen schlagen. Als aber Fleury de Chaboulon, welchen er zu seinem Kabinetssekretär gemacht hatte, über solche Fingerfertigkeit im Fache der Adressenmacherei die Hände über dem Kopf zusammenschlug, sagte der Empereur mit einem Lächeln der Verachtung: „So sind die Menschen!“ [1]

War das Geschlecht der damaligen Zeit denn wirklich besonders kläglich und elend? Selbst Schiller, der Idealist, sprach es gelegentlich aus —:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.“

Und auch der unerbittliche Historiker Schlosser urteilt oft genug in bitterster Weise über seine Zeit; er geht mit dem Napoleon der spätern Kaiserjahre furchtbar scharf ins Gericht und findet dennoch: „Leider war er für Zeiten, wie die unsrigen sind, viel zu groß.“ [2] — Nur hat eben Napoleon selbst nichts gethan, um seine Menschen anders als materiell zu heben; er war vielmehr selbst schon in der Jugendzeit ein schlimmer Intrigant und Streber, der vor Treulosigkeit und Verrat an Freunden und seinem korsikanischen Vater-

[1] J. Scherr, Blücher und seine Zeit, III, 442 f. — Die Auffassung, Napoleon sei erst durch die Erbärmlichkeit der Menschen zum Menschenverächter und Tyrannen geworden, tritt besonders wirkungsvoll hervor in Richard Voß' Drama „Wehe den Besiegten!“ Vergl. Aufzug II, 3. Auftritt.

[2] Schlosser, Geschichte des 18. u. 19. Jahrh., VII, 451.

land nicht zurückschreckte, und Böhtlingk hat nachgewiesen, welch' grenzenlose Verachtung aller herkömmlichen Moral den jungen Bonaparte schon lange vor dem Konsulate charakterisiert.[1] Der Korse stand von Anfang an „jenseits von Gut und Böse." Was aber in diesem Charakter nachmals besonders grauenhaft hervortritt, ist weniger die beispiellose Menschenverachtung selbst, als vielmehr jenes diabolische Wohlgefallen an der Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen, auf welche er zum guten Teil seine gigantischen Pläne aufbaute, — ein Wohlgefallen, das er, wie Taine nachweist,[2] auch bei den Schwächen und Thorheiten seiner ersten Diener empfand, so lange aus ihnen kein Nachteil für ihn selbst erwuchs. An Treue, an Tugend glaubte er nicht; auch er wäre aus guter Ueberzeugung für jeden Menschen die famose Wette eingegangen: „was gilt's, den sollt Ihr noch verlieren!" — also mußte er durch die starken Bande der Schuld fesseln. An der Wirksamkeit dieses Mittels zweifelte auch der andere Menschenkenner, Goethe, durchaus nicht, und er hat dafür die bekannte Formel erfunden:

„Frömmigkeit verbindet sehr,
Aber Gottlosigkeit noch viel mehr."[3]

Goethes Menschenverachtung, — wenn man das harte, zwar oft genug gebrauchte Wort beibehalten will — war anderer Natur. Daß er von seinem Wert und seiner Bedeutung die höchste Meinung hegte, wird ihm niemand zum Vorwurf machen; er war der Größte und heuchelte nicht so viel falsche Bescheidenheit, dies nicht zu wissen. Aber nicht Wohlgefallen an der Erbärmlichkeit, sondern Aerger und Unmut, Bedauern ist es, wenn er, hauptsächlich in den Jahren der höchsten Reife, als vielerfahrener Philosoph und Menschenkenner das Leben und Treiben nicht nur der schlechten Dichter, sondern der Menschen überhaupt in geringschätziger Weise beurteilt. Das hat er denn freilich, bald mit scharfem Hieb, bald mit verachtendem

---

[1] Böhtlingk, Napoleon Bonaparte, II, 69 f. 124 f.

[2] Taine, Orig. d. l. France comtemp. Régime moderne I, 75.

[3] Goethes Werke II, 381.

Lächeln, oft genug gethan, um zu beweisen, daß er weder von der Tugend noch von der Verständigkeit der Menschen besonders hoch denke. Ein paar Beispiele, die jeder Goethe-Leser mühelos vermehren kann, mögen dies illustrieren. Daß dabei ein im Zorn und Unmut rasch hingeworfenes, bitteres Epigramm noch lange kein vollständiges Credo ausmacht, versteht sich von selbst; wenn aber dasselbe Gefühl, das nämliche Urteil, zu ganz verschiedener Zeit in Werken, Gesprächen und Briefen, oft ohne besondere äußere Veranlassung immer wiederkehrt, so darf man schon mit Sicherheit auf einen bestimmten Charakterzug schließen, und es ist nicht einzusehen, weshalb das kräftige Bekenntnis: „immer hab' ich nur geschrieben, wie ich fühle, wie ich's meine", gerade da nicht gelten sollte, wo es sich um des Dichters unmittelbare persönliche Gefühle und Meinungen handelt.

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund."
(Venet. Epigramme 74.)

„Sie thäten gerne große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären."
(Zahme Xenien V.)

„Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm."
(Venet. Epigramme 53.)

Dieses letztere Distichon scheint mir vor andern besonders durch die Motivierung bemerkenswert: Weltkenntnis führt zum Betrug;[1] das alte mundus vult decipi behält also Recht. Ganz Napoleons Ueberzeugung! Nur hätte dieser die Schelmwerdung früher angesetzt.

Etwas mehr Detailmalerei erscheint in dem folgenden Epigramm:

---

[1] Womit nicht gesagt sein soll, Goethe wäre selbst so weit gekommen. Doch begreift und entschuldigt, ja bewundert er wohl gelegentlich den, der die Welt nasführet, wenn es nämlich in großem Stile geschieht. — Vergl. auch das Wohlgefallen Schillers an dem h. Bernhard, diesem „so weltklugen geistlichen Schuft, ...es ist eine Freude, ihn verherrlicht zu sehen." Briefwechsel Goethe-Schiller VI, 105.

„Um so gemeiner es ist und näher dem Neide, der Mißgunst,
Um so eher begreifst Du das Gedichtchen gewiß."
(Venet. Epigramme 63.)

Sein persönliches Verhältnis der Menge oder, wie der Ausdruck etwa lautet, dem „miserablen Publikum" gegenüber präzisiert der Dichter dahin:

„Ich habe mir mit Müh' und Fleiß
Gefunden, was ich suchte;
Was schiert es mich, ob jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte?!"
(Zahme Xenien V.)

Klüger und einsichtiger wird sie werden (die Menschheit), aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude an ihr hat und er abermals Alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung." [1]

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte." [2]

Also auch auf dem Wege der Wissenschaft — und was damit zusammenhing — gelangte Goethe zur Erkenntnis menschlicher Erbärmlichkeit, und hier handelt es sich nicht etwa um das unverständige große Publikum, sondern um Gebildete und Gelehrte. Napoleon fand bei der Verfolgung seiner „wahrhaft großen Zwecke" auf dem Felde der Politik seine „Plutonisten".

„Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nötig, im Gegensatz so absurd zu sein." [3]

„Im Grunde ist es gleichviel, ob Einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung oder durch Erbschaft zufallen. Die ersten Besitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwissenheit und Schwäche der Andern sich zu Nutze machten. Die Welt

---

[1] Eckermann III, 185.

[2] Daselbst I, 165. Vergl. ferner II, 46 f.

[3] Biedermann, G.s Gespr. IV, 81.

ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause zu suchen ꝛc.“ [1]

Darf man nicht die „glänzenden Güter der Erde“ vielleicht auch auf Purpur und Krone deuten? Eroberung oder Erbschaft, der geniale Usurpator oder die Legitimität, — das gilt dem großen Dichter ziemlich gleich.

„Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben.“ [2]

Der junge Goethe-Werther hatte sich aus dieser Welt wegbegeben; sie war so unleidlich, hart und beengend gewesen! Das war noch keine Menschenverachtung, die siegreich auf die Erbärmlichkeit herunterlächelt, sondern qualvollster Weltschmerz, Resignation. Seither hatte Goethe gekämpft wie nur je ein Mann, um zu leben und auszuharren; das „Ur-Phänomen seiner Gesamtentwicklung“ ist, wohl sehr glücklich, bezeichnet worden als „eine fortgesetzte Entwertherung.“ [3] Aber der Werther war niemals ganz gestorben in Goethe; der alte Schatten und die alte Stimmung kehrten immer und immer wieder. Und doch nicht ganz die alte Stimmung: der Weltschmerz war inzwischen zur Weltverachtung geworden. Welcher Flut von Leiden, Enttäuschungen und Bitterkeit bedurfte es, um solchen Wandel zu schaffen?! Und welche Tragik liegt in den Worten, mit denen der fünfundsiebzigjährige Greis zum Schatten seines Werther spricht:

„Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingst du voran — und hast nicht viel verloren!“ [4]

Das ist mehr als der Ausdruck einer zufälligen Stimmung; hier tritt uns ein Hauptmoment von Goethes Lebensauffassung ent-

[1] Eckermann III, 229.

[2] Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller, 129.

[3] Servaes Fr., Goethe am Ausgang des Jahrhunderts, S. 16.

[4] Goethes Werke I, 185.

gegen. Ein paar Jahre früher, im März 1816, schrieb der Dichter an seinen Freund Zelter: „Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines Werthers in die Hände, und dieses bei mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam",[1] — und genau dieselbe Weise erklingt in den bekannten Versen:

„Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben!"
(Zahme Xenien III.)

Wenn nun auch andere sich über Welt und Menschheit in ähnlicher Weise vernehmen lassen, so findet Goethe das der Hauptsache nach ganz in der Ordnung; z. B. „die ungebändigte Persönlichkeit (Beethoven) hat gar nicht unrecht, wenn sie die Welt detestabel findet."[2] Es ist für Goethes Denkweise und mitreißende Geistesgewalt bezeichnend, daß manche Freunde, wenigstens in den Briefen an ihn, den nämlichen Ton anschlagen, wie das denn gerade bei Zelter besonders scharf hervortritt. Und schließlich die Hauptsache: Faust und namentlich Mephisto! Es machte Goethe sichtbare Freude, daß ein geistreicher Beurteiler „den Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles als Teile seines eigenen Wesens bezeichnet."[3]

Uebrigens war sich Goethe seiner Menschenverachtung schon frühzeitig gar wohl bewußt und zwar als einer Untugend, gegen die er ankämpfte; sie hing ihm, wie er gesteht, „eine ganze Zeit seines Lebens an und konnte nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden."[4] Der Kampf war schwer und der

[1] Briefwechsel mit Zelter II, 223.

[2] Daselbst II, 28.

[3] Eckermann III, 113.

[4] Goethes Werke XX, 43. Es ist bemerkenswert, daß auch Goethes „Verachtung des Publikums" in erster Linie aus der Beschäftigung mit politischen Dingen herstammte; das Parteigetriebe wirkte auf ihn ähnlich wie später auf Napoleon.

Sieg nicht völlig entscheidend. Wohl ruft der Dichter sich selbst allen Ernstes zu: Wer bist du, daß du dich als Uebermensch geberdest? „Wie viel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!" [1] Allein, was Goethe hier als ideales Ziel erkennt, hat er als sichern, d. h. dauernden Besitz nicht erreicht; der alternde Dichter war weiter davon entfernt als der Stürmer und Dränger.[2] Mit der berühmten Selbsterkenntnis namentlich wollte es nie recht gelingen, und Goethe fand schließlich, sie sei „eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen soll . . . Der Mensch ist ein dunkles Wesen; er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten." [3] Obgleich nun Goethe redlich danach rang, mit der Welt in Frieden zu leben, hat er sich doch als Dichter glücklicherweise sein Lebtag nicht um das Urteil und die Wünsche der Menge bekümmert. „Ich habe nie gefragt, was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, . . . den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern." [4] So ungefähr dachte, was das erstere anbetrifft, auch Bonaparte; für „Gehalt der Persönlichkeit" müßte man etwa „Macht und Gewalt" einschieben, — allerdings ein gewaltiger Unterschied. So durfte der große Dichter denken; ja, darauf eben beruht zum guten Teil seine bleibende Größe; er hatte der „Masse" nichts zu verdanken, brauchte von ihr nicht Notiz zu nehmen. Napoleon aber, der emporstieg durch die Masse, ihr Retter und Beglücker sein wollte und sollte, nachdem er der Erbe ihres Werkes, der Revolution,

---

[1] „Zueignung", 8. Strophe. Vergl. das Gedicht „An den Mond", 8. Strophe:
„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt."

[2] „Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war." Eckermann II, 51. Sie schien überall ein bißchen schlechter, als Goethe älter war.

[3] Eckermann II, 92. Vergl. damit Napoleons Geständnis auf St. Helena: „Ich weiß im Grunde nicht, was die Natur mit mir gewollt."

[4] Daselbst III, 243.

geworden, hatte zu einer solchen Auffassung kein Recht; bei ihm ward sie Verbrechen. Dennoch entspricht er durchaus dem Ideal Goethes vom Fürsten und souveränen Mann.

„Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein.“ [1]

„Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Bösem oder Gutem jagt.“ [2]

Diese Bedingungen wurden von Napoleon aufs vortrefflichste erfüllt. Und höchst charakteristisch für Goethes Auffassung von Fürstenpflichten ist jene Stelle aus den „Maximen und Reflexionen“:

„Man erkennt niemand an, als den, der uns nützt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.“ [3]

Also: Ruhe und Ordnung im Innern, vielleicht auch geregelte, prompte Justiz, Sicherung der Grenzen — und vor allem aus Sicherheit des Besitzes: das ist, was Goethe vom Fürsten verlangt, damit wir ihn anerkennen, lauter reale, materielle Dinge. Vom besitzlosen vierten Stand, von Freiheit, Hebung geistiger Wohlfahrt 2c. ist da nicht die Rede, so wenig als in seiner Beurteilung der Revolution. Was hier verlangt wird, hat Napoleon wiederum aufs vortrefflichste geleistet: Ruhe und Ordnung (im Innern!), Sicherheit des Besitzes; denn so sehr er sich mit den Jahren von den Grundsätzen der Revolution entfernte, die volkswirtschaftlichen Errungenschaften hielt er hoch, schützte er mit kräftiger Hand; er bildete der

[1] Goethes Werke II, 172.

[2] Daselbst II, 337. — Napoleon hatte schon als Konsul „une bien médiocre opinion“ von einer Regierung, die sich durch irgend welche Grundgesetze des Landes hindern ließ, ihren Willen zu thun. Vergl. seine Unterhaltung mit Stanislaus Girardin; Taine, „Orig. d. l. France contemp.“. Régime moderne I, 98 f.

[3] Goethes Werke XIX, 27.

lauernden Reaktion gegenüber die feste Garantie für den Besitz der Nationalgüter, und darin lag der Grund, warum namentlich das Landvolk ihm anhing, trotz aller Tyrannei.

Aber Goethe geht noch weiter: Macht und Gewalt haben durch sich selber Recht! Denn wenn er allerlei Einwände unwillig zurückweist mit dem kräftigen Spruch:

„O, zum Henker, wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein!“[1]

so steht er ganz genau auf dem Standpunkt Napoleons; ja, wenn dieses Wort nicht so bestimmt für einen andern Fall in Anspruch genommen würde, so wäre man versucht zu glauben, es ziele direkt auf den absoluten Herrn der Welt. Und genau derselbe Gedanke kommt fast noch entschiedener und schroffer zum Ausdruck in einem Gespräch mit Fr. v. Müller und Meyer am 6. März 1828. Goethe sagt: „Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premierminister jetzt schelte, sei absurd; man sollte froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen! Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich vor ihm beugen!“[2] Wahrhaftig: eine unbedingtere Anerkennung des Erfolges, der „Herrenmoral“, ist nicht denkbar; niemand hat jemals besser nach dem Herzen Napoleons gesprochen! Fritzisch, denn was ging uns Preußen an! — Wellingtonisch, denn was kümmert uns die lumpige Insel! — und zwischen hinein Napoleonisch, denn was ist das, die Menschheit!

Eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Goethe und Bonaparte besteht ferner in ihrer Stellung zu dem, was man Idee, Abstraktion, allgemeine Regel nennt: sie verhalten sich beide durchaus ablehnend. Napoleon verachtete und verabscheute nichts so sehr als die „Ideologen“ und Doktrinäre, namentlich diejenigen der Moral und Politik, — „für ihn gibt es kein Gesetz, keine Abstraktion, keine

[1] Goethes Werke III, 287.
[2] Biedermann, G.s Gespr. VI, 268 f.

ideale Regel; ... ein allgemeines Prinzip mißfällt ihm wie eine Dummheit oder ein Unfug."[1] Die Wissenschaft hat er zwar nicht verachtet, doch ließ er einseitig nur das streng Exakte, unmittelbar Praktische gelten; das „Räsonnieren" der Philosophen und Historiker haßte er aus Instinkt und Erfahrung. Zehn Jahre lang hatte die Revolution philosophiert und räsonniert, — „These babbling *Avocats*, up at Paris; all talk and no work! What wonder it runs all wrong? We shall have to go and put our *Petit Caporal* there!"[2] So läßt Carlyle die gemeinen Soldaten denken und sprechen auf dem Marsch, fast als hätten sie antizipierend Goethe zitiert:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten seh'n!"

In der Ansicht über den praktischen Wert der Wissenschaft und „Ideologie" stimmt Goethe völlig mit Napoleon überein. Er glaubt — und es klingt Wort um Wort wie ein napoleonischer Spruch —: „Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstrakten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei- und Scholastik, sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung."[3] Für Napoleon galt keine Theorie, sondern die eigene Beobachtung und Erfahrung,[4] der konkrete Fall, der feste Grund und Boden; er hatte „ein gewisses, instinktives, unausrottbares Gefühl für Wirklichkeit und stützte sich auf Thatsachen so lange als er festen Grund hatte."[5] Dieser fundamentale Charakterzug ist denn auch Goethe

[1] Taine, Orig. d. l. France contemp. Régime moderne I, 18 f. Vergl. hiezu den Ausspruch Goethes: „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten." (Sprüche in Prosa I.)

[2] T. Carlyle, Lectures on Heroes, 365.

[3] Riemer, Briefe von und an Goethe, Aphorismen, 286.

[4] Vergl. Goethes Xenien Nr. 149—152 (III, 254), besonders „Letzte Zuflucht": „Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder;
Aber seid ihr in Not, ist er der delphische Gott."

[5] Carlyle, On heroes, 364. Vergl. ferner daselbst 365: „*There was an eye to see in this man,* a soul to dare and do."

natürlich nicht entgangen; doch hat er ihn anders definiert: „Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus, indem er es eifrig zu verwirklichen trachtet.“ [1] So weit ist nun allerdings Goethe in seiner Negation der Idee nicht gegangen, doch waltet eine verwandte Auffassung entschieden vor. Sehr scharf hat er selbst den Hauptunterschied zwischen seinem und Schillers Wesen hervorgehoben; Erfahrung und Idee standen sich fast feindlich gegenüber. Es war die erste bedeutende Unterredung der beiden; sie sprachen über Naturforschung; Goethe begleitete Schiller nach Hause — „das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung; das ist eine Idee!‘ Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Anmut und Würde“ fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.“ (Tag- und Jahreshefte 1794.)[2] Wie Napoleon, so schulte sich auch Goethe zum guten Teil durch die Praxis heran. „J'étudiais la guerre, non sur le papier, mais sur le terrain“, sagt der erstere; ähnlich verhielt sich Goethe auf dem Gebiet der Sprachen: er lernte sie durchs Leben; die Grammatik haßte und verspottete er. Sein französischer Brief an den Grafen Sergei Uwaroff ist ein besonders hübscher Beweis dafür:[3] „Je vous prie très instamment

[1] Goethes Werke XIX, 77 f.

[2] Vergl. Rudolf Steiner „Goethes Weltanschauung“, S. 7 f., besonders auch 27 f. und 55: „In einem Briefe an Jakobi nimmt Goethe sein Schauen gegenüber dem Glauben in Schutz.“

[3] Vergl. auch die ganz napoleonische Art, mit der Goethe das Arabische erlernte: „er habe seine Kenntnis (davon) mehr erobert durch Ueberfall als regelmäßig erworben.“ Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller, 59.

et au besoin j'exige la promesse de ne jamais confier à aucun allemand ce que vous nommez la révision grammaticale de vos manuscrits. A coup sûr il ôtera de votre style ce qui en fait le prix à mes yeux, en y mettant une foule de belles choses dont je ne me soucie guère. *Profitez en paix de l'immense avantage que vous avez de ne pas savoir la grammaire allemande; il y a trente ans que je travaille à l'oublier.*"[1] — Solcher Mühe war Napoleon enthoben; er hatte Grammatik und Orthographie einfach nie gelernt; aber der Stil seiner Briefe und Proklamationen war darum nicht minder packend und pittoresk. — „Goethe hatte einen solchen Abscheu vor dem Allgemeinen, daß ihn sogar jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte... Er hatte eine Furcht, man könnte das Leben in Formeln einfangen, daß er sogar erklärte, der Ausdruck ‚Idee des Schönen' sei schon an sich etwas Unstatthaftes."[2] Und wie er selbst über die sogenannten „Ideen" in den Werken der Kunst dachte, erhellt am besten aus seinem Gespräch mit Eckermann vom 6. Mai 1827. Man fragte nach der Idee des Tasso. „Idee?" sagte Goethe, „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos; ich hatte mein eigenes Leben",[3] — und aus dieser Kenntnis und Mischung entstand also das Werk. Ganz ähnlich klingt's über Faust: „Idee? Als ob ich das selber wüßte!... Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte weisen wollen." Und er schilt die Deutschen „wunderliche Leute", weil sie überall tiefe Gedanken und Ideen suchen — „aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre."[4] Und zum Schluß noch das nicht umzudeutende

[1] Strehlke, Goethes Briefe, II, 334. Vergl. Goethes Werke, XX, 27: „Die Grammatik mißfiel mir" 2c.

[2] Gutzkow, Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, 42.

[3] Eckermann, III, 121.

[4] Eckermann III, 122. Vergl. auch die Stelle über W. Meister: „Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorüber-

Bekenntnis: „Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben", — ein Ausspruch, der am Lebensabend nach vollbrachtem Werk bestätigt, was der klar-sehende Merck ein Menschenalter zuvor so scharf und bestimmt als Goethes wesentlichste Dichtereigenschaft bezeichnet hatte.

Wie Goethe in der Kunst, so hat Napoleon in der Revolution, in der Geschichte überhaupt, von einer eigentlichen Idee nichts erkennen wollen; er sah das Leben, das Toben des Sturmes, ein wirres Chaos und Zufalls- oder blindes Schicksalswalten, erblickte wohl mancherlei Leidenschaften und Begierden darin; aber liberté, fraternité, Menschenrechte &c. galten ihm als leere Phrasen. Aus mehreren schon angeführten Stellen ergibt sich, daß auch auf diesem Gebiet Goethe die nämliche Auffassung bekundete; auch er glaubte nicht an einen weisen Plan, an die Idee einer aufsteigenden Entwicklung zum Bessern, zur Humanität in der Geschichte der Menschheit. Keine Hoffnung für die Zukunft: Gott wird abermals alles vertilgen müssen in gerechtem Grimm über die Schlechtigkeit; — ebenso wenig Trost aus der Vergangenheit:

„Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?" —
(Faust I, 2. Monolog.)

So spricht Faust, und der Beweis, wie so ganz der Dichter selbst in dem Helden seiner großen Tragödie aufgeht, läßt sich für keine andere Stelle mit größerer Sicherheit erbringen. In einem Gespräch über Zweck und Wert der Geschichtsforschung sagt Goethe-Faust — diesmal in kräftigster Prosa — zu dem Historiker Luden: „Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es

---

geht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist." Eckermann I, 143.

zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist!“ [1] — Ob der Blick sich rückwärts oder vorwärts wendet, — da ist kein Trost, kein freudiges Hoffen! [2]

Es ist nicht selten als sehr auffallend und fast unerklärlich bezeichnet worden, daß Napoleon, dieser „größte Verstand, den die Welt jemals gesehen“, einen gewissen Aberglauben niemals losgeworden sei, zeitlebens einer fatalistischen Weltanschauung gehuldigt habe. Und Goethe? Sein gesunder Menschenverstand hinderte ihn keineswegs, ganz ähnlich zu glauben. Daß er als Dichter den Aberglauben, der sich ja freilich höchst poetisch geberdet, lebhaft in Schutz nahm, kommt zwar nicht so sehr in Betracht. Aber Goethe hing auch als Mensch zähe daran. Denn daß der Eingang des ersten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ durchaus nicht etwa scherzhaft aufzufassen sei, hat der Autobiograph anderwärts deutlich zu verstehen gegeben; auch er glaubte an Gestirne, ans Fatum, an Dämone und begründet seinen Standpunkt auf folgende Weise: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durchs andere; ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen; so darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur

[1] Biedermann, G.s Gespr. II, 82.

[2] Vergl. hiezu die Stelle aus dem Fragment „Der ewige Jude“, wo Christus zur Erde wiederkehrt, um zu ernten, was er einst gesäet. Schlimme Ernte! Denn:

„Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce dazuliegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie beim hellen lichten Tag
Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei.“

Goethes Werke III, 185 f.

immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen; er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube ꝛc."[1] — Ein andermal ist die Rede von der Bedeutung gewisser Begegnungen; gewisse Personen verkünden Unheil; hingegen „alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend, so auch Napoleon."[2] In mehreren Gesprächen mit Eckermann spielt auch die Idee des Schicksalswaltens, der Prädestination, eine sehr bedeutende Rolle, und sie zeigt mit dem bekannten Fatalismus Napoleons eine verblüffende Aehnlichkeit. Ein weiteres Beispiel hiefür: Goethes Schwiegertochter ist krank; er fürchtet für ihr Leben, — wie schickt er sich drein? ... „Weiter kann ich nichts sagen, als daß ich auch hier mich im Islam zu halten suche."[3] — „Que les destinées se remplissent!" pflegte Napoleon in bedeutenden Momenten auszurufen.

Imperator und Dichter haben beide bei Mit- und Nachwelt so durchaus verschiedenartige Beurteilung erfahren, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, ein ganz getreues Charakterbild zu entwerfen und festzuhalten; die wunderbare Mischung merkwürdiger Gegensätze, welche in reichen und komplizierten Naturen erscheint, reizt zwar das Interesse und die Erklärungslust ungemein; aber

[1] Briefwechsel Goethe-Schiller IV, 375 f. Vergl. Riemer, Mitteilungen, I, 110 f.

[2] Goethe zu Boisserée, vergl. Biedermann, G.s Gespr. III, 253. Vergl. auch die Geschichte von Goethes wiedergefundenem Ring mit dem Serapiskopfe. Goethe hatte dem Ring lange vergeblich nachgestellt, — da kam die Nachricht: Napoleon sei von Elba entflohen, — und am nächsten Tage kam der Ring. Biedermann, G.s Gespr. III, 187 f. — Ferner: „Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlassung sein (Napoleons) Bild vom Nagel in meinem Zimmer herab; — was sagen Sie dazu?" Goethe zu Grüner, vergl. Biedermann, G.s Gespr. IV, 120.

[3] Briefwechsel mit Zelter III, 151. — Ueber Goethes Verhältnis zum Aberglauben enthalten namentlich die Mitteilungen Riemers manches Interessante; beachtenswert ist ferner auch die wichtige Rolle, welche die Träume und Traumerzählungen in den Gesprächen mit Eckermann spielen.

völlige Gerechtigkeit ist ausgeschlossen und Irrtum nicht zu vermeiden. Nur hat das, was man je Schlimmes über den furchtbaren Korsen vorbrachte, rascher und allgemeiner Glauben gefunden als alle herben und unfreundlichen Urteile über Goethe; ein instinktives Gefühl wirkt dabei mächtiger als Wissen und Abwägen. Ein Hieb mehr, — was thut das dem Manne von Blut und Eisen? Seinen Hauptcharakter, die dämonische Furchtbarkeit, muß man doch „lassen stahn." Wenn aber „gegen" (oder für?) Goethe, den Weisen, ein Wort fällt, das auch für ihn etwelche menschliche, derbe Unvollkommenheit, scharfe Ecken und Kanten in Anspruch nimmt, so erheben sich flugs die Entlastungszeugen, um zu beweisen: nur Bosheit oder Mißverstand verkennen das Gute! Denn das Bild des unbedingt Weisen verträgt keinen Schatten. Man kann sich bei mehrmaliger Prüfung des Eindrucks nicht erwehren, daß in der Beurteilung Napoleon und Goethe gegenüber wohl nicht immer ein gleiches Maß von Quellenschätzung und -Verwertung beobachtet worden. Denn auffallen muß es doch, daß sozusagen sämtliche bedeutendere Napoleonbiographien reichlich gespickt sind mit Citaten aus den Memoiren der Madame de Remusat, während uns in den Schilderungen von Goethes Leben und Charakter höchst selten — und fast nie ohne abschwächenden Kommentar — ein Ausfall der Remusat von Weimar, Karoline Herder, begegnet. Aus den Denkwürdigkeiten der französischen Hofdame kennt jedermann: den ungeschliffenen Polterer Napoleon, den im Wachtstubenton und mit italienischem Accent französisch sprechenden Redner Napoleon, den alle Moral verachtenden Bösewicht Napoleon, der seine eigenen Schwestern verführt 2c.; — von dem Goethe jedoch mit der „Wolfsnatur", wie sich Frau Herder ausdrückt,[1] von der „niedrigen, eitlen, ekelhaften Buhlerlist der Goethe-Clique",[2] von dem „Egoisten, dem seine eigene Vergötterung lieber war als die Wahrheit"[3] u. s. w., — davon verlautet in der Regel wenig oder nichts. — „Ist auch nicht

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel II, 350.

[2] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel II, 338.

[3] Daselbst II, 336.

schade darum!" Allerdings, aber der Beweis, daß die schmähsüchtige Remusat a priori mehr Glauben verdiene als die schmähsüchtige Herder, müßte wohl erst noch erbracht werden. Im erstern Fall hält die Nachwelt so ziemlich fest an dem zeitgenössischen Urteil; im letztern schreitet sie siegreich darüber hinweg. Es ist aber etwas ganz anderes, ob die Zeitgenossen oder die Nachwelt urteilen; jene halten sich an die auffallenden, einzelnen, lebendigen Züge; jeder nimmt den großen Mann so, wie er sich eben gab; die Spätern addieren eine ungeheure Menge verschiedenartigster Posten zu einer großen Summe zusammen und konstruieren daraus einen Durchschnitt, so etwas wie eine mittlere Lebenstemperatur, wobei nicht selten die individuellsten und interessantesten Züge verblassen. Im Leben, Tag um Tag, wechselten Stimmung und Temperatur oft genug, selbst bei Goethe, der nichts weniger als ein Stoiker war; zum Gefrierpunkt hinunter ging's wohl selten; aber der Siedepunkte waren viele, in Begeisterung und Zorn. Und für den Zeitgenossen, der gelegentlich einmal dem Thron des Großen sich naht, kommt gar nicht in Betracht, welches eigentlich das arithmetische Mittel seines Gegenüber sei; die Hauptsache bleibt: wie gibt er sich eben jetzt, in eben dieser Angelegenheit? Wie die Großen ihre Mitmenschen und deren Bestrebungen behandelt haben von Fall zu Fall, ist maßgebend für den Eindruck und oft auch für das Urteil der letztern. Und da ergibt sich denn bei näherem Zusehen eine auffallende Uebereinstimmung in den Urteilen über Goethe und Napoleon, weniger nach der guten als vielmehr nach der schlimmen Seite. Unnahbarkeit, Stolz, Egoismus, marmorne Ruhe und eisige Kälte als Gegensatz zum aufwallenden Enthusiasmus der andern, ein gemessenes, kalkuliertes Betragen und Mißtrauen statt warmer Herzlichkeit: das sind so einige zeitgenössische Eindrücke, einige Urteile über die beiden Großen, und sie kehren in unzähligen Variationen wieder. Von Napoleon wird das alles fast unbedingt zugegeben; — aber Goethe ungerecht, undankbar, unnahbar, kalt, herzlos, ein ausgesprochener Egoist? Ist das nicht alles hundertmal widerlegt worden? Ohne Zweifel; aber eine große Zahl von Leuten hatten

eben doch persönlich diesen Eindruck gewonnen und gingen verletzt und betrübt von dannen. Und für manchen, der nicht wieder kam, blieb Goethe, was er eben damals war — oder schien.

Die Tadler waren nicht immer nur Neidharte und Lumpe. Die Besten wurden zu Zeiten irre. Welch schlimmes Goethebild entwirft z. B. Schiller in seinen Briefen an Körner![1] „Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen. (Fast wörtlich so läßt Talleyrand sich über Bonaparte vernehmen!) Ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selber weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben; dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen."[2] Paßt das nicht, abgesehen vielleicht von der Wohlthätigkeit, (die allerdings nicht gering angeschlagen werden soll) fast Zug für Zug auf Napoleon? Das Sesenheimer-Idyll und der Lili-Roman sind Zeugen dafür, daß Schiller in einer Hauptsache nicht irrte: Goethe wußte sich immer frei zu behalten zu gunsten des genialen Ich, obgleich von „kalkulierter Handlungsart" in diesen Fällen nicht die Rede sein kann. — Und so wie Schiller empfanden und urteilten noch gar viele andere. Es klingt denn doch ein Vorwurf heraus, wenn Johanna Schopenhauer über den Hinschied der Frau

[1] Die Möglichkeit, daß das spätere ideale Freundschaftsverhältnis nicht zu stande kam, Schiller anderswo hin als nach Weimar verschlagen wurde, war ja groß genug. Und dann würde eines der schönsten Zeugnisse für den Menschenwert Goethes fehlen. Denn Goethe war nicht reich an wahren Freunden, jedenfalls nicht reicher als Napoleon. Die Großen stehen einsam und lieben um sich eine gewisse anspruchslose und bewundernde Mittelmäßigkeit. Wer, außer Eckermann, würde Goethe nach St. Helena begleitet haben?

[2] Schillers Briefe I, 497 f. Briefdatum: Weimar, 2. Februar 1789.

von Goethe schreibt: „Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste, den ich je nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen ist sie, fast ohne Pflege, gestorben; keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt; ihr eigener Sohn ist nicht zu bewegen gewesen, zu ihr zu gehen, und Goethe selbst wagte es nicht." [1] — Freilich — „Der Tod ist ein schlechter Porträtmaler", damit hatte Goethe ja vollständig recht, und er weigerte sich mit zunehmendem Alter immer mehr, schlechte Kunstleistungen oder Karrikaturen anzusehen. Da erscheint Napoleon am Lager des sterbenden Lannes uns für einen Augenblick mindestens sympathischer, weil menschlicher.

Was die Schätzung der Menschen überhaupt betrifft, so wird bekanntlich von Napoleon jetzt fast allgemein angenommen, er hätte nur die Intelligenz, die technische Brauchbarkeit und Diensttüchtigkeit geachtet, den innern sittlichen Wert hingegen nicht erkannt und nie gelten lassen. Gerade so lautet das Urteil guter Freunde gelegentlich über Goethe. So schreibt z. B. Joh. Fr. Frommann: „Er kennt die Menschen nur, wie er die Pflanze kennt. Er kann alles beschreiben, nur nicht die Begeisterung für eine Idee, den Willen, der Hölle und Teufel trotzt, die Heldengeduld, die für das Wahre und Rechte alles leidet mit Freude und Liebe." [2]

Es kann sich für den vorliegenden Zweck nicht darum handeln, all' das zusammenzutragen, was die Mitwelt je an Goethes Charakter besonders zu loben oder zu tadeln fand; nur die zur Vergleichung am meisten herausfordernden Züge sollten hier in kräftiger zeitgenössischer Beleuchtung erscheinen. Vielleicht ist man geneigt den Einwand zu erheben: all' diese und ähnliche Urteile beweisen wohl nicht viel mehr, als daß Goethe allerdings sehr oft das mindestens schien, was Napoleon vielleicht war. In den Grundzügen ihres

---

[1] Goethe-Jahrbuch XV, 323. Ob die Darstellung der Frau Schopenhauer durchaus wahrheitsgetreu, darf allerdings bezweifelt werden.

[2] Daselbst VIII, 249. Vergl. Urteil von Voß: „Seine Weise, die Menschen zu betrachten, ist ganz die eines kontemplativen Naturforschers im edleren Sinne des Wortes." Biedermann X, 36.

Charakters, der Quintessenz ihres Wesens, waren die beiden doch wohl durchaus verschieden? Zur Beantwortung dieser Frage mache man einmal die Probe mit dem folgenden Hauptsatz einer Biographie: „Es ist immer dieselbe Doppelnatur, dieselbe Schwärmerei, die aber doch stets wieder am Maßstabe einer kühlen und methodischen Ueberlegung gemessen wird; ein Idealismus, den ein hochausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und zugleich der Schlüssel zu dessen Verständnis. — Wessen Wesens? Nun, die Antwort liegt wohl auf der Hand, — Doppelnatur, — Faust und Mephisto, — Tasso und Antonio —: natürlich ist von Wolfgang Goethe die Rede? Nicht doch, sondern von Napoleon Bonaparte!"[1]

Der Gefangene von St. Helena war hingegangen, Goethes letzte Entwicklungsperiode längst abgeschlossen, da schrieb Knebel an den Kanzler v. Müller, — ein Wort, das um so schwerer wiegt, da es durchaus keinen Tadel beabsichtigt —: „Goethe hat auch in seiner physischen Konstitution vieles mit Napoleon überein."[2] Dieses „auch" ist von besonderer Wichtigkeit; die Aehnlichkeit nach Intellekt und Charakter wird dadurch als selbstverständlich und wohl bekannt vorausgesetzt! Und der „Urfreund" Knebel hat doch wohl seinen Goethe besser gekannt als alle, die seither über ihn schrieben. Freilich ist dabei eins nicht zu vergessen: Knebels Napoleon war nicht ganz dieselbe Persönlichkeit wie der Napoleon von Böthlingk und von Taine, und während in der Doppelnatur des ~~dämonischen~~ Imperators das böse Prinzip gleichsam als etwas Gegebenes von Anfang bis zum Ende mit schneidender Schärfe hervortritt und alles negiert, was außerhalb der Grenzen von Macht und Berechnung liegt, ringt in Goethe der edlere Faust sich empor zur Herrschaft

---

[1] A. Fournier, Napoleon I., I, 17. Taines Urteil stimmt im Wesentlichen mit dem oben zitierten überein. Daß übrigens weder der ganze Goethe noch der ganze Napoleon in eine enge und bestimmte Formel gefaßt werden kann, wie etwa der Inhalt eines Dreiecks, versteht sich von selbst.

[2] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 85.

über sich selbst, zu Licht und Wahrheit und wenn auch nicht in allen Fällen zu herzlicher Teilnahme, so doch in den meisten zum Verständnis alles dessen, „was Menschenherz erhebt“ und bewegt, wobei ja keineswegs ausgeschlossen ist, daß es auch in späterer Zeit noch recht oft echt mephistophelisch und napoleonisch in ihm aufzuckt.

Neben dieser ursprünglichen Aehnlichkeit der Charaktere ist zur Vergleichung und Beurteilung der beiden nur ein Moment noch besonders in Betracht zu ziehen; es ist dies die durchaus exceptionelle Stellung den Zeitgenossen und der Welt gegenüber. Was es ist, der Größte zu sein und als solcher eine ganze Welt, die bewundert und anbetet, zu Füßen zu sehen, das kann eben nur einer von diesen Großen selbst so recht wissen. Goethe und Napoleon wußten es; sie hatten frühzeitig das starke Gefühl: nur zu oberst wären sie auf dem rechten Platze. Und für beide gab es eine Zeit, da widriges Geschick, trostlose Umgebung, ein Leben voll Langeweile sich zum Gefühl des eigenen Wertes dermaßen in Kontrast setzten, daß eine düstere Stimmung sich bis zum Ekel am Dasein steigerte. Der junge Rechtsgelehrte in Wetzlar und der junge Offizier in Valence machten eine böse Krisis durch, — verabscheuten die Welt und sannen beide auf Selbstmord. Und wenn man scharf nach allen Motiven sucht, so läßt sich finden: auch bei Bonaparte spielt etwas wie unglückliche Liebe mit; denn auf Glück und Seligkeit läßt die folgende Stelle aus einem seiner damals abgefaßten „Dialoge“ nicht schließen: ... „kurz, ich glaube, daß die Liebe mehr Uebles als Gutes stiftet und daß es eine Wohlthat der Gottheit wäre, die Menschen davon zu befreien.“ [1] Die ähnliche düstere Stimmung findet bei Goethe und Napoleon auch ähnlichen Ausdruck; etliche Tagebuchnotizen des letztern aus dem Jahr 1786 lesen sich fast wie gewisse Wendungen in den kurzen Briefen des „Werther“. Einzig aus dieser ähnlichen Disharmonie zwischen Hoffnung und Geschick, aus dieser qualvollen Seelenstimmung erklärt sich Napoleons Vorliebe für „Werthers Leiden“: es waren zum guten Teil seine eigenen zur Zeit, da eine

[1] A. Fournier, Napoleon I., I, 13.

gewisse Sentimentalität auch sein junges Gemüt in ihrem Banne hielt. Auch später noch gab es im Leben der Beiden Augenblicke, da die Phiole mit dem „braunen Saft" allen Ernstes sollte an die Lippen gesetzt werden. Doch haben die beiden starken Naturen sich erholt von Rousseau-Ossian-Werther, und statt Hand an sich selbst zu legen, entschlossen sie sich immer mehr dazu, „resolut zu leben." Beide kämpften tüchtig, bis sie, der eine rascher und stürmischer, der andere ruhiger und langsamer, den Gipfel des Ruhmes erreichten. Und nun herrschten sie beide absolut. Wie man Napoleon vergötterte und wie er sich vergöttern ließ, ist bekannt genug; er beneidete Alexander den Großen, der sich dem ganzen Orient — und mit Erfolg — als Sohn des Jupiter-Ammon ankündigen durfte; — ... „wollte ich mich heute für den Sohn des Ewigen ausgeben, so wäre kein Fischweib in Frankreich, das mich nicht auspfiffe. Die Völker sind heutzutag zu aufgeklärt; es läßt sich nichts mehr machen."[1] — Es ließen sich immerhin noch ganz artige Wirkungen erzielen: Fürsten lagen im Staub und Völker zitterten vor dem Gewaltigen. So viel hat nun Goethe freilich weder gewünscht, noch erreicht. Zwar schimpft er tüchtig auf gewisse Wirkungen des „Pestalozzi'schen Wesens", verdammt den Schulbubendünkel, den dieses „verfluchte Erziehungswesen"[2] groß zieht, so daß aller Respekt 2c. wegfalle; aber dieser Grimm hat mit dem napoleonischen Haß gegen die Aufklärung vielleicht keine grundsätzliche Aehnlichkeit.[3] Dennoch nimmt Goethe innerhalb der Litteratur dieselbe Stellung ein, wie

---

[1] Taine, Orig. d. l. France contemp. Régime moderne I, 77 f.

[2] Biedermann, G.s Gespr. III, 199.

[3] Doch hatte Goethe, gleich Napoleon, sehr viel mehr Wohlgefallen an gesundem Menschenverstand als an aller Schulweisheit. Die letztere wird schon im „Götz" köstlich verspottet („Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt" 2c.), und „Hermann" ist des Dichters Liebling geworden, obgleich er, da ihm „das Lesen und Schreiben und Lernen niemals gelang", stets zu unterst saß. — Die Quellen der Menschentüchtigkeit suchte und fand Goethe eben anderswo. — Vergl. auch „Sprüche in Prosa", 3. Abteilung: „Die Erziehungsart der Hydrioten ist die beste." Vergl. auch Goethes Lob der Engländer im Gegensatz zu seinem Urteil über die schulgelehrten Deutschen. Eckermann III, 176 f.

Napoleon im Krieg und in der Politik. Der große Historiker Schlosser war einer der ersten, den französischen „Militärgötzen" und den deutschen „Litteraturgötzen" dicht nebeneinander zu stellen und den Götzendienst in beiden Fällen mit scharfen Worten zu geißeln.[1] Und wie man des Dichterfürsten Gebahren in außerlitterarischen Kreisen empfand und beurteilte, erhellt z. B. aus der Frage des Herzogs von Sachsen-Altenburg an Luise Seidler: „Was macht euer Kunstpapst?"[2] Aber selbst den wohlmeinenden Freunden wurde in den letzten Dezennien des Weihrauchs zu viel, und was wichtiger ist: sie erblickten in dem unmäßigen und unvernünftigen Lob eine Quelle verderblicher Einwirkung auf des Meisters Charakter und Urteilsfähigkeit. So schreibt Fr. Rochlitz an den Freiherrn v. Truchseß (Brief vom 10. Februar 1819): „Daß sich Goethe um das Publikum jetzt wenig kümmere, noch weniger es achte, das stellt sich freilich dar. Einesteils ist es die Schuld der Jahre, die ihn grämlich und argwöhnisch gegen jeden, dem er etwas zutraut, und alles Widerhaarige, was von jeher in ihm gelegen, nun feststehend gemacht haben; anderntheils ist es Schuld der jetzigen öffentlichen Sprecher, die ja wahrlich in niederträchtiger Abgötterei für jeden Span, der von seiner poetischen Hobelbank abfällt, den ehrfurchtsvollsten Dank von tief unten aus dem Staube zu ihm hinaufjauchzen. Freilich sollte er dem einen und dem andern widerstehen, und daß er's nicht thut, ist seine Schuld: aber da ist um so weniger zu hoffen, je schneller es in den letzten Jahren zugenommen hat. So lehnt er jetzt jede Mitteilung über seine Werke, wo er nicht bloß unbedingtes Preisen erwarten kann, kurz ab; so war er noch, als er die Wahlverwandtschaften herausgab, (gewiß nicht ohne Grund) besorgt, fast ängstlich, ob dies Buch neben den besten seiner frühern bestehen könne; jetzt hält er es, in Stoff und Form, für eine wahre Offenbarung pp."[3] — Nach solchen Stimmen zu schließen, führte die übermäßige Schmeichelei bei Goethe ebenso wie

[1] Schlosser, Geschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts, VII, 57 f.

[2] Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Luise Seidler, 73.

[3] Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz, 456.

bei Napoleon zum Unfehlbarkeitsglauben, zur Verblendung der eigenen Leistungsfähigkeit gegenüber. Bei Napoleon trat sie früher ein; nur Lannes und Murat, welch letzterer jedoch von seinem erlauchten Schwager stets als Narr behandelt wurde, durften gelegentlich noch ein freies Wort, einen Einwand wagen. Goethe brauchte allerdings längere Zeit, um unbedingt und absolut als der Erste zu gelten; doch hatte schon Schiller die Superiorität seines Freundes ausdrücklich anerkannt, diese Anerkennung auch in edlem, freudigstem Enthusiasmus kundgegeben, z. B. nach der Vollendung von Hermann und Dorothea; und was nach Schillers Tod an Dichtern noch übrig blieb, hatte Goethe gegenüber kaum größere Bedeutung als die Marschälle neben dem Imperator. Von jetzt ab durfte man von einem Kunstpapst sprechen. Wenn man nun auch annimmt, daß wahrhaft große, starke Charaktere durch Schmeichelei und Vergötterung in ihrem Wesen nicht verändert werden, so ist doch kaum zu leugnen, daß sie gewisse Züge schärfer hervortreten lassen und daß ein derart gesteigertes Selbstgefühl gelegentlich Ausdrucksformen annimmt, welche selbst die Weihrauchspender verblüffen. Napoleon und Goethe waren beide groß in einer gewissen Selbstbeherrschung; von beiden behauptet man, sie hätten in hundert Fällen ihr Betragen kalkuliert und abgemessen; aber trotz dieser berühmten „marmornen Ruhe" bricht oft genug das starke Gefühl in Ausdrücken von elementarster Wucht hervor, — rücksichtslos, wie scharfes Eisen! Ein hübsches Beispiel ist Goethes Unterhaltung mit v. Müller und Meyer am 6. März 1828. Der erstere teilt mit: „Goethe war sehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterm Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen. (Das Gespräch bewegt sich sprunghaft zu den verschiedensten Gegenständen, von Barometer und Atmosphäre plötzlich zu Wellington) — „daß man über dessen Omnipotenz als Premierminister jetzt schelte, sei absurd; man solle froh sein, daß er endlich seinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel herrschen. Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; ehrfurchtsvoll müsse man sich

vor ihm beugen. — Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern. Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren; schon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheidter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat!"[1]

Man übersetze nur diese Rede ins Französische, schalte für Xenien Kanonen ein, für Alexander Humboldt etwa England oder Oesterreich, und vergleiche sie mit gewissen napoleonischen Ansprachen an fremde Gesandte oder mit etlichen discours, etwa im corps législatif, in den Jahren 1813 und 1814, — es ergibt sich eine frappante Aehnlichkeit: kurz, abrupt, écrasant, einen Widerspruch weder erwartend noch duldend![2]

Und hiemit steht im engsten Zusammenhang, daß Goethe zu verschiedenen Malen das wesentlichste Moment des Genius in den starken Willen, in den Charakter verlegt. „Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich, daß einmal einer ganz sein darf, was er will und Lust hat."[3] Das

[1] Biedermann, G.s Gespr. VI, 268 f.

[2] Die Aehnlichkeit zwischen napoleonischer und goethescher Konversation springt am deutlichsten hervor, wenn Goethe französisch spricht und ein Franzose über den empfangenen Eindruck berichtet. „Avec Goethe", schreibt Levebvre an Reinhard, „elle (la conversation) prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente; *il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives,* que je ne pouvais assez m'étonner . . . son *expression est toujours pittoresque* et sa pensée rarement ordinaire." — Briefwechsel Goethe-Reinhard, 113 f. — Fast wörtlich gleich lauten zahlreiche Urteile über Gedankengang und Ausdrucksweise Napoleons. (Und Bismarcks in unserer Zeit.)

[3] Riemer, Briefe von und an Goethe, Aphorismen ꝛc., 348. Vergl. auch Goethes Urteil über die Persönlichkeit Mosis in den Noten und Abhandlungen zum Divan. Werke IV, 327.

heißt doch wohl mit einem Wort: schrankenloseste Willkür! Großartige, rücksichtslose Thatkraft ist Genialität, und Männer der That sind Goethes Lieblingshelden. Nicht das Wort, nicht der Sinn, nicht der Geist, — die That ist das Ursprüngliche, das einzig Große. Goethe fühlte in sich selbst den Drang und auch die Befähigung zu Thaten; es steckte ein König in ihm; dessen war er sich so wohl bewußt, daß er sich nicht eben sehr gewundert hätte, eines Tages die Krone zu tragen. Das Geschick führte ihn andere Wege; aber mit höchster Genugthuung sah er, der nach einem Mann in der „lumpigen Zeit" sich sehnte, in dem dämonischen Korsen all' das erscheinen, was er von Mannesenergie und -Wagemut je Großes gedacht und geträumt, — „da war der Napoleon ein Kerl, ... sein Leben das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg, ... ja, ja ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können."[1]

---

[1] Eckermann III, 159 f. Wenn Goethe von großen „Thaten" spricht, so meint er, was das Wort sagt, also cäsarische, napoleonische Thaten, die Ausführung riesenhafter Projekte. Von Thaten träumten die Stürmer und Dränger; sie wollten alle gern von der Tinte weg zum Handeln. — Nicht durch Gelehrsamkeit und Studium will Faust II Gutes wirken, sondern durch Spatenstiche und Dämme. Die großartigen Kanal-, Hafen- und Straßenbauten Napoleons entzückten Goethe. Und warum möchte der alte Dichter gerne „noch einige fünfzig Jahre länger aushalten?" Keineswegs etwa der Preßfreiheit oder der ästhetischen und andern Erziehung des Menschengeschlechts zu lieb, sondern um den Panama- (oder Nicaragua)-Kanal (von den Amerikanern gebaut!), eine Verbindung der Donau mit dem Rhein und den Suezkanal (im Besitze der Engländer!) hergestellt zu sehen. „Diese drei großen Dinge möchte ich erleben!" Vergl. Eckermann III, 84 f. — Gewiß wären das transatlantische Kabel, die sibirische Eisenbahn und die Trockenlegung der Zuidersee drei fernere Dinge, die dem Dichter in unserer Zeit Freude machten. Daß dergleichen Riesenpläne zu Goethes Zeit auftauchten, führt der Dichter ausdrücklich auf den Einfluß Napoleons zurück. Denn „jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich." Vergl. Eckermann, I, 101. In diesen Betrachtungen, in dem Enthusiasmus für andere als papierene Thaten sehen wir den großen Dichter als Mann dicht neben Napoleon stehen, näher als jeden seiner Zeitgenossen. Nach Goethe hat keiner mehr diesem Gebiet menschlichen Ringens mit solch begeisterter Teilnahme sich zugewandt, wie der Schweizer

II.

Der „Kerl“ hat nun allerdings durch sein erstes Auftreten in der Weltgeschichte seinem großen deutschen Zeitgenossen recht wenig Freude bereitet. Es war zur Zeit des Nationalkonvents; in Frankreich rang furchtbarste Energie mit furchtbarsten Gefahren, und das monarchische Europa drohte der jungen Republik Vernichtung; in den Staub die Tricolore!

Goethe war kurz vorher auch mit zu Felde gezogen und hatte den preußischen Artillerieoffizieren schöne Vorträge gehalten über — die Aufstellung und Wirkung ihrer Batterien, mußte sich aber gefallen lassen, daß man seine Autorität in diesem Fache nicht anerkannte;[1] auch brannte er gegen den Feind eine Kanone los; doch wollte der Zufall, daß sein Schuß nicht traf.[1] — Jetzt saß er wieder in Weimar; sein Herzog jedoch lag noch mit den Preußen und Oesterreichern im Felde und hatte die teure Hoffnung, die verhaßten Jakobiner doch niederzuwerfen, keineswegs aufgegeben. Und eben trat ein Ereignis ein, das die etwas kleinlaut gewordenen Hoffnungen aller Revolutionsfeinde mächtig belebte: Toulon hatte sich den Engländern ausgeliefert.

Von Pirmasens aus macht Karl August dem Freund in Weimar Mitteilung von diesem Triumph der „guten“ Sache. . . . „Die Einnahme von Toulon (durch die Engländer) wird wahrscheinlich große Veränderungen hervorbringen.“[2] Und bald darauf, am 17. Sept.

Dranmor, der es auch für die Dichtkunst fruchtbar zu machen versuchte. Interessant, wie auch Dranmor durch den Anblick von St. Helena und die Erinnerungen an Napoleon dazu gelangt, die gewaltigen Projekte der Neuzeit poetisch zu verherrlichen. Aber bei ihm ist der Gedankengang ein ganz anderer als bei Goethe: Dranmor will brechen mit jener durch den Namen St. Helena charakterisierten Größe und Vergangenheit, um im Gegensatz zu ihr eine neue Zeit mit neuen Thaten heraufzuführen —: „Unsre neuen Wallfahrtsorte heißen Suez, Panama.“ — Vergl. das Gedicht „Eine Nachtwache“. Dranmors gesammelte Dichtungen, 123 f.

[1] Biedermann, G.s Gespr. VIII, 252 f. und 255.

[2] Goethes Briefwechsel mit Karl August, Nr. 82.

1793, lautet's schon ganz bestimmt und fröhlich: „Die Einnahme von Toulon wird dir bekannt sein; hoffentlich soll dieses ein Anker für die Contre-Revolution in den mittäglichen Provinzen werden ... Der Mangel an Lebensmitteln und die Unzufriedenheit in Frankreich soll täglich zunehmen. Ein jeder Kenner, Nichtkenner, aber Wünscher, hofft auf eine baldige Umwälzung.“ [1]

Daraus geht hervor, daß man im Lager — und wohl auch im Kriegsrat — der Alliierten den Abfall Toulons als ein Ereignis von höchster Wichtigkeit beurteilte; die kühnsten Erwartungen knüpften sich daran; es sieht fast aus, als hätten Kriegsmut und Siegeszuversicht auf einmal neue Schwungkraft erhalten. Von Goethe ist keine Aeußerung hierüber bekannt; daß er aber ein lebhafter „Wünscher“ im Sinne des Herzogs war, versteht sich von selbst. Und nun kam der Teufelskerl von Bonaparte — ein junger, kleiner, gelber Sansculotte —; aber das mit den Kanonen verstand er doch besser als Wolfgang Goethe, und unerbittlich schoß er die schönen Hoffnungen der Contrarevolutionäre zu Schanden! Ueber die Enttäuschung der beiden Weimarfreunde verlautet nichts; sicherlich haben sie dem jungen Artilleriehauptmann nach solchem début kein Glück gewünscht zur ferneren Carriere!

Drei Jahre vergingen; der Name Bonaparte schien in Vergessenheit getaucht; sein Träger führte, von brennendem Ehrgeiz verzehrt, ein obscures Leben in Paris, und Goethe hatte keinen Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen. — Am 13. vendémiaire 1795 fuhr der Kartätschenhagel in die Masse der aufständischen Sektionen: der Kanonenmann von Toulon hatte sich zum zweiten Male mit durchschlagendstem Erfolg vernehmen lassen, und kurze Zeit darauf stand er als Chef der Armee von Italien auf einem Posten, da die Augen von ganz Europa ihn sehen mußten. Goethe schwieg stille und kümmerte sich vorläufig gar nicht um den Retter des Konvents und jungen General. Es war die Zeit des höchsten Schaffens; sein Hermann und des Freundes Wallenstein drängten das Interesse

[1] Goethes Briefwechsel mit Karl August, Nr. 83.

an Politik in die letzten Schlupfwinkel zurück. Und doch ward eben jetzt da draußen in der Welt ein Riesenkampf begonnen, dessen Ausgang für das Schicksal nicht nur Frankreichs, sondern auch Italiens und Deutschlands entscheidend werden konnte. Wahrlich, mit großartigerer Ruhe als in diesen Tagen die deutschen Dichterfürsten ihrer Kunst walteten, hatte selbst Archimedes beim Sturm der Römer auf Syrakus seine Kreise nicht gezogen. Die französischen Kanonenkugeln mußten sozusagen zur Stubenthüre hereinfahren, bevor man in Weimar und Jena sich um das Treiben da draußen kümmerte. Da klagt denn Schiller am 23. Juli 1796: „Die politischen Dinge, denen ich so gerne immer auswich, rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe; die Franzosen sind in Stuttgart.“[1] Und Goethe antwortet zwei Tage später: „Frankfurt hat 174 Häuser verloren.“[2] Das warme Gefühl für die enge und engste Heimat, für Familie und nächste Freunde, unterbricht für einmal den gewohnten Ideengang des Briefwechsels; was aber von Deutschland und der übrigen Welt außerhalb der Stadtmauern von Stuttgart und Frankfurt liegt, scheint kaum zu existieren. Eine Theorie des über allen Patriotismus hinausragenden Kultur-Kosmopolitismus wird zwar vorerst noch nicht gegeben; praktisch aber konnte man auf „höherer Warte“ nicht mehr stehen.

Während so die Franzosen den großen Dichtern wenigstens durch ihren Lärm in Deutschland mißfielen, errangen sie jenseits der Alpen unter Bonapartes Führung Sieg um Sieg; seit den Tagen Hannibals waren in Italien solche Thaten nicht mehr geschehen. Der Name des neuen Helden flog auch in Deutschland von Mund zu Mund;[3] Goethe aber nimmt nicht Notiz davon; mit keiner Silbe gedenkt er damals der Schlachten und des Schlachtenlenkers. War es wirklich vollendete Weltabgewandtheit und Indifferentismus gegen jegliche Politik? Oder lag der Grund zu diesem Schweigen in

[1] Briefwechsel Goethe-Schiller II, 148.

[2] Daselbst II, 147.

[3] Vergl. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten I, 213 f.: „Wie bewunderte man den jungen Helden, wie begeistert wünschte man ihm Heil!“

einem leicht erklärlichen Mißtrauen gegen den ehemaligen Jakobiner, im Unwillen gegen den jetzigen Sansculottengeneral? Nur das letztere scheint wahrscheinlich; denn eine völlige Teilnahmlosigkeit anzunehmen, ist schon deshalb unmöglich, weil Goethe sich eben jetzt besonders lebhaft nach Italien sehnte. Er hatte sich so darauf gefreut! Doch da war Bonaparte in Italien eingebrochen, um dort die ersten Scenen seines Cäsardramas zu dichten und aufzuführen; die Trommeln wirbelten auf allen Straßen, und Goethe klagt wiederholt, daß er „von dem schönen Lande abgeschnitten" sei durch „sonderbare und schreckliche Kriegsbegebenheiten."[1] Die „Sonderbarkeit" bestand offenbar in den glänzenden Siegen Bonapartes; man sieht daraus: Goethe hatte es damals in Lob und Anerkennung des aufgehenden Gestirns noch nicht gar weit gebracht! Doch war er über die jüngsten Ereignisse gut unterrichtet; Freund Meyer schrieb aus Florenz, und Chr. G. v. Voigt schickte dem Mitminister italienische Zeitungen zu,[2] welche die Lust, eben jetzt über die Alpen zu gehen, gar sehr abschwächten. So mußte sich denn Goethe begnügen, dem Lande seiner Sehnsucht von den Höhen des Gotthard aus einen Gruß zu senden. Zum andern Male — und jetzt empfindlicher als vor Toulon — hatte Bonaparte den Wünschen des Dichters zuwider gehandelt; kein Zweifel: das war ein unwillkommener und unbequemer Kamerad, schlimmer als alle Xenien-Adressaten!

Und er hatte doch, trotz ihres soliden Ruhepanzers, die beiden deutschen Dichter auf diesem Feldzug an einer sehr verwundbaren Stelle getroffen: der unerhörte Kunstraub empörte sie. Da geriet auch Schiller in heftigen Zorn, sprach von „Vandalen" und freute sich sehr, daß Böttiger „über den Vandalismus der Franzosen bei Gelegenheit der so schlecht transportierten Kunstwerke" einen Aufsatz schreiben wolle.[3] Charakteristischer tritt die welt- und zeitabgewendete

[1] Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt 164.

[2] Daselbst 180.

[3] Briefwechsel Goethe-Schiller IV, 47. Vergl. auch Schillers Gedicht „Die Antiken zu Paris": „Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein."

Geistesrichtung der großen Dichter wohl nirgends zu Tage als hier. Um das Schlachtenglück der zwei Nationen, wobei auch Deutschlands höchste Interessen auf dem Spiel standen, um die Hoffnungen und Schicksale der Völker Italiens, um blutiges, welthistorisches Ringen kümmert man sich kaum mit einer Silbe; dergleichen ist Sache der Politiker vom Fach oder der — „Philister“; aber das Schicksal einer alten Leinwand oder eines Statuen-Fragments, das ist freilich was anderes: das schlägt ja ins Gebiet des „Schönen“ ein!

Goethe empfand, ob er gleich weniger Worte machte, den Verlust dieses Stückes Italien besonders schmerzlich; er kannte die geraubten Schätze und verlor sie mit. In diesem Zusammenhang und in dieser Stimmung nennt er den Namen des künftigen Weltherrschers zum ersten Male in einem Brief an Böttiger vom 25. Oktober 1797. „Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders seit die ‚Aldobrandinische Hochzeit‘ dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen &c. &c.“[1]

Also über Bonaparte den großen Kunsträuber, nicht den Feldherrn und Eroberer, hat Goethe sich zuerst und in entschieden mißbilligender Weise vernehmen lassen. Antizipierend mag hier gleich eine andere Stelle folgen, worin der Dichter sich über denselben Bonaparte und seine Beziehungen zu den Kunstwerken Italiens ausspricht. Es handelt sich um Leonardo da Vincis „Abendmahl.“ „Er (Bonaparte) verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung sein noch anderer Schaden geschehen solle, unterschrieb die Ordre auf dem Knie, ehe er zu Pferde stieg.“[2] — Das klingt nicht mehr wie der „weit und breit gewaltige“ Räuber; sondern mit sichtbarer Freude wird hier dem Beschützer des berühmten Meisterwerkes Lob gespendet, mit sichtbarer Freude auch der wackere Held selbst glücklich gezeichnet, der so preiswürdige Ordres schreibt „auf dem Knie, ehe er zu Pferde stieg.“ Das hätte ja fast Johann Peter Hebel gebrauchen können! Freilich, es lag zwischen den beiden Aeußerungen

[1] Goethes Werke XXVI, 154.
[2] Daselbst XXVIII, 514.

ein Zeitraum von vielen Jahren, und Napoleon hatte unterdessen in Goethes Wohlgefallen gewaltige Fortschritte gemacht.

Immerhin muß betont werden: die ersten Eindrücke waren durchaus unsympathischer Art, und Goethe brauchte Zeit, bis er sie verwand. Dem seltsamen, dämonischen Menschen, dem gigantischen, blitzartig hinzuckenden Abenteurer tritt er einstweilen, wenigstens in den aufbewahrten Zeugnissen, noch nicht nahe; es ist, als hemmten Scheu und Ungewißheit jedes bestimmte Urteil; ja, nicht einmal Furcht und Hoffnung werden deutlich ausgesprochen.

Und doch begann gegen das Ende des Jahres 1797 bei Goethe, der jetzt für das Leben und Treiben der Welt wieder ein paar Tage der Muße übrig hatte, das Interesse an der Politik sich lebhafter zu regen. Es muß auch den Schweizer von heutzutage, so sehr er die Umgestaltung durch die Franzosen billigen mag, mit hoher Genugthuung und Dankbarkeit erfüllen, wenn er sich daran erinnert, mit welch' liebevoller Teilnahme die beiden größten deutschen Dichter in jener bösen Zeit unseres Vaterlandes gedachten, mit welcher Wärme sie beim Ausbruch des Krieges mit ihren Wünschen auf die Seite der Schweizer traten. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, das Schicksal Oesterreichs, Italiens, Polens hätte Goethe und Schiller völlig gleichgültig gelassen, so wird man doch sofort gewahr: der Ton ist hier, wo es sich um die Schweiz handelt, anders, bestimmter und herzlicher. Und bei Goethe tritt noch etwas hinzu, was sich in den Wirren der späteren Jahre nicht allzuoft so deutlich erkennen läßt: eine durchaus klare, richtige Beurteilung der obwaltenden Verhältnisse, sowie der notwendigen Folgen. Schon im Oktober 1797 war ihm klar, „daß die Franzosen Händel mit den Schweizern suchten",[1] und wäre nicht der Winter so nahe gerückt, so hätte er sich gerne noch einen Monat lang in der Schweiz umgesehen, um sich „von den Verhältnissen im ganzen zu unterrichten."[2] Denn die Schweiz war ihm ein liebes Stück echtesten Deutsch-Lands, weit mehr als etwa Oesterreich und Preußen, und es ist nicht bekannt,

[1] Briefwechsel mit Karl August, Nr. 124.

[2] Briefwechsel Goethe-Schiller III, 314.

daß er, ausgenommen Sachsen-Weimar, für irgend ein anderes Land so eingehendes politisches Interesse bekundet hätte. Der Hauptschaden blieb ihm nicht verborgen; er erkannte sehr gut die Wurmstichigkeit der alten Stände-Verfassungen, und die treffende Bemerkung, „es ist wunderbar, wie sich alte Verfassungen, die bloß auf Seyn und Erhalten gegründet sind, in Zeiten ausnehmen, wo Alles zum Werden und Verändern strebt",[1] läßt durchblicken, daß Goethe den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft kommen sah. Freilich war Freund Meyer mit seiner bessern Detailkenntnis hier dem Dichter zu Hülfe gekommen; der kannte die Schweizerart und hatte auch ganz richtig prophezeit, „daß sich nun ein Kanton nach dem andern wird totschlagen lassen";[2] aber die Teilnahme Goethes verliert dadurch weder an Interesse noch an Wert.

Im Anschluß an die Mitteilung über das traurige Schicksal „der armen Berner"[2] macht Goethe noch zwei Bemerkungen mehr allgemeiner Natur, welche für seine Haltung den Zeitereignissen gegenüber, für seinen politischen Standpunkt überhaupt, besonders wichtig sind. Die erste betrifft den Patriotismus (hier allerdings wohl in seinem engsten Sinne genommen): der habe sich überlebt, „so gut als Pfaffentum und Aristokratismus", könne also keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten. Die Ereignisse gaben dem Dichter lange Zeit recht; erst an dem Beispiel der Spanier mag Goethe sein Urteil vielleicht in etwas abgeändert haben; doch hat er auch später noch vom Patriotismus als solchem nichts Großes und Ersprießliches erwartet. Die andere Bemerkung bezieht sich auf den gemeinsamen Feind Europas, auf die Franzosen: „wer wird der beweglichen, glücklich organisierten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen?" — Hier gelangt zum ersten Male Goethes Anerkennung der großen Vorzüge des Feindes mit Bestimmtheit zum Ausdruck, und damit zugleich eine wohl unbeabsichtigte Anerkennung revolutionärer Errungenschaften; denn diese französische Masse, diese glückliche

[1] Briefwechsel Goethe-Schiller III, 314.
[2] Daselbst IV, 154.

Organisation, dieser Verstand und Ernst: das alles waren eben doch Früchte der Revolution! Gesteigertes Interesse und zutreffendes Urteil in politischen Dingen treten demnach um diese Zeit bei Goethe fast auffallend hervor, und wenn es sich auch zunächst nur um das Schicksal der kleinen Schweiz handelt, so liefert die Schlußbemerkung doch gleichsam das Motto für die Weltgeschichte der nächsten Jahre: Wer wird der französischen Masse widerstehen?

Doch, seltsam: nicht eine Silbe über Bonaparte, der doch schon bis zum Frieden von Campo Formio der Welt die unzweideutigsten Proben seines Ehrgeizes sowohl als seiner Talente gegeben. Wie nun, wenn der an die Spitze der unwiderstehlichen französischen Masse träte? — Es scheint, Goethe habe sich mit dieser Spekulation nicht befaßt. Zwar sollte, früheren Annahmen zu Folge, ziemlich viel Bonaparte in den „Weissagungen des Bakis" stecken; nach den Ausführungen von H. Baumgart jedoch, der die schwierige Dichtung als ein zusammenhängendes symbolisches Bekenntnis des Dichters erklärt,[1] muß man der Deutung in politischem Sinne wohl den Abschied geben.

Ueberhaupt scheint nach der Rückkehr aus der Schweiz bei Goethe wiederum eine Periode politischer Windstille einzutreten, wie bei Schiller. Denn während jetzt da draußen das historische Drama zu den interessantesten und überraschendsten Akten fortschritt, Bonaparte in Aegypten und Syrien, Suwarow in Italien erschien und die ganze Welt in fieberhafter Aufregung des Ausgangs harrte, da spannen die beiden großen Dichter ihre Briefwechsel, Musenalmanache 2c. so ruhig und friedlich weiter, wie der Spießbürger im „Faust" sein Gläschen trinkt, während „hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinander schlagen".

Anders die zwei alten Propheten Klopstock und Wieland: beide gerieten in Harnisch, fragten für eine Weile nicht mehr nach Musen und Grazien, sondern warfen sich mit wahrem Jugendfeuer auf Tagesereignisse und Politik. Klopstock spie in einer Anzahl entsetz-

[1] H. Baumgart, Goethes Weissagungen des Bakis und die „Novelle".

lichster Oden Feuer und Flammen gegen die „Drachen“ von Franzosen und ihre Eroberungskriege; für all' die Heldenthaten der Republikaner hat er kein billigendes Wort; denn sie alle zeugen vom „Pesthauch der Jakobzunft“,[1] welcher auch dem „korsischen Jüngling“ Haupt und Herz vergiftet. Dagegen preist er die Angelsachsen und ihren Helden Nelson und wird für Franzosenhaß und Anglomanie auch köstlich belohnt: er darf, zusammen mit Nelson und dessen schöner Freundin, Lady Hamilton, Champagner trinken, und auch von der letztern erhält der greise Messiassänger zum Abschied einen Kuß.[2]

Da hatte Wieland mit seiner politischen Schriftstellerei weniger Glück! Und doch enthalten seine Gespräche im „Teutschen Merkur“ (mindestens in einer Hinsicht) das Interessanteste und Bedeutendste, was in jener Zeit über die Weltlage und ihre künftige Gestaltung überhaupt in Deutschland vorgebracht wurde. Staatsmänner, Militärs, Gelehrte und Schriftsteller u. a. m. lieferten zwar eine Masse von Hypothesen, Warnungen, Mahnungen, Befürchtungen ꝛc. ꝛc.; Wieland allein trifft den Nagel auf den Kopf; er erscheint um die Jahrhundertwende für einen Augenblick fast als Seher unter den Blinden. Das glänzendste Zeugnis für seinen Scharfblick bildet das im Februar 1798 geschriebene „Gespräch unter vier Augen“[3] zwischen Willibald und Heribert. — Willibald ist Wieland selbst, der dem „Neufranken“ Heribert als einziges und letztes Rettungsmittel für Frankreich anrät, — einen Diktator zu erwählen!

Heribert: „Einen Diktator?“

Willibald: „Oder Lordprotektor oder Protarchon oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache, wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Diktator beilegte, mit Sicherheit

---

[1] Klopstock, Werke V, 532.

[2] Daselbst V, 538, 566 f.

[3] Wieland, Werke XXXII, 53 f.

anvertrauen könnt. Ich räsonniere so: Wenn ihr dem Königtum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann von großem, hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von ebenso viel Klugheit als Mut, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein anderer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum einen gibt und dessen Genius alle andern in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Diktator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein, und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er die Eigenschaften, die ich zu euerm Diktator nötig finde und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte und im Besitz der allgemeinen Achtung stünde, so sehe ich nicht, was ihm noch abgienge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden."

Heribert: „Bonaparte also!"

Willibald: „Wer anders?"

Heribert: „Und auf wie lange?"

Willibald: „So lange es dauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger, je besser."

Heribert: „Bonaparte Diktator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Ueberlegung nehmen."

Willibald: „Ich fordere alle eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun."

Heribert: „Fast sollt' ich es selbst glauben."

Willibald: „Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, euch recht von den großen Vorteilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumal eines solchen Mannes wie mein Diktator ist, vor einer jungen, unerfahrenen, launenvollen und zwischen so vielen Parteien und Faktionen hin und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreißig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen."

So Wieland im Februar 1798. Der Dichter repräsentiert denjenigen Teil des gebildeten Deutschtums, der uns vermöge seiner Auffassung der Zeitereignisse am meisten sympatisch ist und am nächsten steht. Da verspüren wir den Hauch der Freiheitsbegeisterung, sehen schönste Hoffnungsblüten beim Ausbruch der Revolution, dann schmerzlichste Enttäuschung, Schrecken und Trauer und endlich Sehnsucht nach Ruhe, Ordnung, Sicherheit, — nach einem Retter für Frankreich und die Welt. Daß in Frankreich und Italien[1] viele schon nach Bonapartes erstem Feldzug in dem siegreichen General den Mann der Zukunft ahnten, steht außer Zweifel; aber einen so bestimmten, direkten Hinweis auf die Diktatur wagte niemand,

[1] Im Jahr 1798 wurde während der Karnevalsfeier in Rom eine Ausstellung wunderthätiger Bilder und Reliquien veranstaltet: Christusbild, Madonnabild, Ketten des h. Petrus 2c. Das herzuströmende Volk bringt allerlei Dinge dar, um sie durch Berührung mit den h. Gegenständen zu weihen, Rosenkränze, Ringe, Liebesbriefe 2c. Päpstliche Offiziere reichen ihre Schwerter her. Ein „gottloser Spaßvogel" übergibt ein Päckchen und verliert sich rasch in der Menge. Als man das Päckchen aufmachte, kamen Bilder Bonapartes zum Vorschein, mit der Inschrift: questo è il vero salvatore del mondo! Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, 627 f.

und in Deutschland ist dieses Urteil Wielands ganz ohne Beispiel.[1] Der Dialog machte Aufsehen, besonders, als anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen im „Merkur" die Diktatur zur vollendeten Thatsache geworden, und der Verfasser kam in den Geruch eines Wahrsagers. Und eine angesehene englische Zeitung, der „St. James Chronicle", witterte zwischen Wielands „prediction concerning Buonaparte" und deren Erfüllung einen höchst merkwürdigen Zusammenhang: Wieland, als Mitglied der „execrablen" Sekte der Illuminaten, habe da einen Wink gegeben, in der Absicht, „Europa mit ihrem Plan zu familiarisieren und vorderhand zu versuchen, ihren Helden der französischen Nation annehmbar zu machen rc.!" Also Bonaparte der Kandidat eines Geheimbundes, und Wieland sein Ausrufer! Wohl niemals hat die Presse ein Zeitereignis „origineller" gedeutet. — Fast komisch wirkt nun der große Eifer, mit welchem Wieland seine Unschuld beteuert:[2] Der „Teutsche Merkur" werde ja in Frankreich gar nicht gelesen; er, Wieland, sei niemals weder Freimaurer, noch Rosenkreuzer, noch Illuminat, noch Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft gewesen und nur ganz zufälligerweise zum Wahrsager geworden rc. rc. — Viel wichtiger aber ist seine Antwort auf die Frage: ob denn Bonaparte, der neue Diktator, all' jene früher namhaft gemachten Eigenschaften wirklich besitze? „Ich habe es geglaubt, glaube es noch, und unzählige Menschen glauben es so gut wie ich. Alles, was ich in meiner ländlichen Abgeschiedenheit von der großen Welt teils aus den öffentlichen Nachrichten, teils von glaubwürdigen und unparteiischen Freunden, die mich besuchten, seit drei bis vier Jahren von diesem außerordentlichen Manne gelesen und gehört habe und so lange als Thatsache voraussetzen muß, bis ich des Gegenteils gewiß werde, bestärkt mich in der hohen Meinung, die ich von seinem Charakter als Staatsmann und Feldherr gefaßt habe." Zugegeben, derselbe sei nicht in jeder Beziehung der Inbegriff aller moralischen Tugenden, was thut's? „Er könnte sogar in streng moralischem Sinne ein sehr

[1] Vergl. Loebell, Entwicklung der deutschen Poesie, II, 319 f.

[2] Wieland, Werke XXXIV, 365 f.

böser Mensch sein, ohne daß ich ihn darum für weniger tauglich hielte, als Diktator oder erster Konsul der französischen Republik unter nicht ganz unglücklichen äußerlichen Umständen Frankreich mit der Zeit wieder in einen blühenden Zustand zu versetzen."[1] Und was für ein Bösewicht man bei reinen Sitten sein könne, habe Robespierre gezeigt!

Dieses Urteil Wielands kann als typisches Beispiel dafür gelten, wie die Träger der deutschen Kultur, wie überhaupt der größte Teil aller Gebildeten auf dem europäischen Festlande der bonaparteschen Diktatur gegenüberstanden.[2] Und Bonaparte hat als Konsul auch die höchsten Erwartungen übertroffen; seine Thätigkeit von 1799 bis 1804 steht ohne Beispiel da in der Geschichte. Die Menschen glaubten an ihn, und bis zum Wiederausbruch des großen Krieges ruhten auf ihm die Hoffnungen, begleiteten ihn die Wünsche einer ganzen Welt. Das war kein Thorenwahn; die Geschichtsschreiber der prüfenden Nachwelt bestätigen, daß jenes grenzenlose Vertrauen der solidesten Grundlage nicht entbehrte. Um das „wundervoll imposante Auftreten" des ersten Konsuls zu zeichnen, erinnert Droysen an ein Wort des Aristoteles: „Wie ein Gott unter Menschen ist ein solcher", und fährt dann fort: „Nie hat eine Regierung mit mehr Einsicht und großem Sinn begonnen, als die des ersten Konsuls; oder war es Klugheit, Berechnung, Absicht, mit der er verfuhr, so erschien er um so bewunderungswürdiger, und sein Interesse, mit dem Frankreichs sich völlig verschmelzend, war eine Bürgschaft mehr, daß er das kühn Begonnene glücklich hinausführen werde. Wohl mochte Europa mit Staunen auf den Helden blicken, der Frankreich wie mit Zaubergewalt umschuf",[3] und nicht minder anerkennend lautet das Urteil Häußers: „Die neue Regierung, wie sie Bonaparte als erster Konsul schuf, machte gleich in ihren Anfängen den zweifel-

---

[1] Wieland, Werke XXXIX, 365—384.

[2] Vergl. G. Waitz, Caroline, 274. Caroline schreibt am 20. Oktober 1799 an ihre Tochter: „Buonaparte ist in Paris; o Kind, bedenke, es geht alles wieder gut!" 2c.

[3] J. G. Droysen, Vorlesungen über die Freiheitskriege, II, 139.

losen Eindruck, daß sie im stande sei, das zu werden, was das Bedürfnis des Staates und der Gesellschaft von ihr verlangte; jede ihrer Handlungen zeigte Fähigkeit, schöpferische Kraft und bei aller Unbeschränktheit der Gewalt vorerst auch noch Maß und Selbstbeherrschung ... Alles, was die neue Regierung unternahm, trug ein frisches, geistvolles Gepräge, und im Wetteifer drängten sich alle Leute von Fähigkeit und Geschick heran, um diesem thatkräftigen und genialen Regimente ihre Dienste zu widmen."[1] — Fürwahr, eine glänzendere Rechtfertigung konnte es für Wieland nicht geben!

Von Goethe besitzen wir aus jener Zeit keine so ausdrückliche Beurteilung und Würdigung des zeitgenössischen Helden, und was nun gar seine berühmte Sehergabe auch in politischen Dingen anbetrifft, so scheint dieselbe eben jetzt versagt zu haben. Denn mit schärfstem Spott, wie er ihn so grausam nicht einmal in den Xenien zum Ausdruck brachte, fällt er über den alten Wieland und dessen Gespräche im Merkur her und freut sich außerordentlich, daß diese in Weimar gar so wenig Glück machten. Das nennt er „eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters... Vor vierzehn Tagen ungefähr kam er (Wieland) nach Weimar, um für diese Produktionen, mit denen er sich im stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuernten; er las sie in allen Etagen unserer Geschmacks- und Gesellschaftshäuser vor und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er für Ungeduld bald wieder aufs Land flüchtete; indessen hielt man Rat, und jetzt, hör' ich, ist ihm angekündigt, diese Mestizen eines aristodemokratischen Ehebandes in der Stille zu erdrosseln und im Keller zu begraben; denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden."[2]

Dieser in so überlegenem Ton gehaltene Brief Goethes spiegelt jedenfalls die momentanen Anschauungen der vornehmen Kreise Weimars getreulich wieder; er beweist aber nur, daß ganz Weimar Wieland Unrecht that. Uebrigens wird uns von Knebel bezeugt, daß man an dem Musensitz von der Politik nicht eben viel verstand;

[1] L. Häußer, Deutsche Geschichte, II, 234.
[2] Briefwechsel Goethe-Schiller, IV, 181 f.

er schreibt an Böttiger (12. Oktober 1797): „In W. hat man gar kein Urteil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich . . ., daß unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung in gewissen Stücken herrsche, . . . und überhaupt wirft man uns in W. vor, daß wir gar keine Prinzipien hätten — welches auch so ganz ohne Grund nicht gesagt ist — wenigstens keine Konsequenz. Hinc illæ lacrymæ!"[1] Aber gerade zum Beweis, wie inkonsequent und schwankend man in Weimar sei, muß auch hier — Wieland herhalten, über dessen „politisches Gewäsche" Knebel sich in mehreren Briefen weidlich ärgert, obgleich aus wesentlich andern Gründen als Goethe. Denn Knebel nahm an den großen Zeitbestrebungen den lebhaftesten Anteil; er verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse und war unter all den bekannten Persönlichkeiten Weimars stets am besten unterrichtet; er belehrte die andern, korrigierte ihre falschen Ansichten. „Wenn Sie künftig wissen wollen, wie es wirklich in Frankreich steht", schreibt er an Caroline Herder, „so werden Sie besser thun, sich an mich zu adressieren, als an Herrn von Einsiedel. Ich lese die Sachen ohne Vorurteil und träume mir nicht eine idealische Staatswelt. Wo Handlungen und Thaten selbst sprechen, da kann keine Sophisterei uns den Kopf verrücken."[2] Der „Urfreund" Goethes besaß einen klaren, weiten Blick; er kannte, teils aus eigener Erfahrung, teils infolge seiner weitreichenden Familienbeziehungen, die herrschenden Zustände recht gut; zehn Jahre hatte er dem großen Friedrich gedient und wußte daher genau, was für ein Geist auch im Norden wehte. Deshalb ist das Urteil Knebels sowohl über die Wendung in Frankreich, als über die politische Lage in Deutschland von besonderer Wichtigkeit. Wenn er auch das neue Wieland'sche Monarchenideal mit wohlberechtigtem Zweifel aufnimmt, als etwas „nie Dagewesenes und Unwahrscheinliches",[3] so sieht doch auch er schon lange vor dem

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 25.

[2] Daselbst II, 377.

[3] Daselbst III, 31.

Konsulat in Bonaparte den Mann, dessen zwei Augen „in dergleichen Sachen doch wohl mehr als die vier Wieland'schen sehen möchten." [1]

Ob Goethe gleich nach dem 18. brumaire 1799 von den „erdrosselten Mestizen" und ihrem Vater etwas vorteilhafter dachte, ist nicht zu erweisen. Etwas spät, nämlich erst nach Wielands Tod, läßt er dem arg verspotteten Seher volle Gerechtigkeit widerfahren; es ist, als ob er jetzt in der „Gedächtnisrede" auf den hingegangenen Freund sein früheres Unrecht Wort um Wort gut machen wollte. . . . „Auch hierüber (französische Revolution) erklärt er (Wieland) sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar scheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anrät und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde. Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hintendrein, sondern gleichzeitig geschrieben, . . . aus dem Stegreif sich vernehmen lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, teilnehmender Mann durchaus benommen hat." [2] — Den Wieland'schen Diktator hatte Goethe allerdings längst anerkannt; im kritischen Moment jedoch beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen. In ihren Folgen mußte natürlich die Aufrichtung des Konsulats in Frankreich ihm, dem Mann der Ordnung und Zweckmäßigkeit, behagen, wie kein anderes Ereignis politischer Natur in den zehn letzten Jahren. Am Abend des 22. November 1799 bespricht er mit Schiller „die neuen Auftritte in St. Cloud" (Tagebücher II, 271); aber in welchem Sinne dies geschehen, wird uns nirgends mitgeteilt. Etliche Zeitgenossen wollten zwar in der eben jetzt entstandenen Uebersetzung des Voltaire'schen

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 32 f.

[2] Goethes Werke XXVII, 2. Abteilung, 65.

„Mahomet“ gewisse Beziehungen und Anspielungen auf Bonaparte erblicken, welche einer Verherrlichung des neuen Staatengründers gleichkämen, und die österreichische Zensur war der nämlichen Ansicht und verbot das Stück; auch weist M. Bernays nach, daß Goethe in der That mehrfach vom Text des französischen Originals abwich, um den Voltaire'schen Bösewicht in günstigerem Licht erscheinen zu lassen.[1] Allein das hat wohl mit Bonaparte nichts zu thun. Die Aehnlichkeit lag im Stoffe selbst und erschien mächtig gesteigert durch den Zufall der Gleichzeitigkeit. Denn aus den Tagebüchern Goethes (II, 264 und 270) geht hervor, daß die Uebersetzung des „Mahomet“ schon am 11. Oktober 1799, d. h. also mehrere Wochen bevor der Dichter von dem Konsulate eine Ahnung haben konnte, beendigt war, und am 17. November wurde auch die Korrektur abgeschlossen. Erst fünf Tage später erscheint die Notiz über die „neuen Auftritte in St. Cloud.“ Etwelche kleine Veränderungen wurden freilich in der Folge noch vorgenommen (Tagebuch III, 23); aber der Beweis, daß hinter dem Araber der Korse stehe, scheint nicht erbracht.[2] Vielmehr lassen verschiedene Anzeichen vermuten, daß von freudiger Anerkennung bei Goethe damals noch nicht die Rede sein kann. Am 5. Mai 1800 spricht er mit Cotta viel über „dessen Reise nach Paris, seinen Aufenthalt daselbst, das Verhältnis von Reinhard, Talleyrand und anderer bedeutender Personen, von den Bureaus, den Ministern, den Parisern und Franzosen überhaupt“ (Tagebuch II, 291). Und der Hauptperson wird, wie absichtlich, mit keiner Silbe Erwähnung gethan! Ein Jahr später weilt Goethe in Pyrmont und notiert in sein Tagebuch (3, 23): „Die Königin von Frankreich unter dem Namen der Gräfin von Lille wohnt auf dem kleinen Schlosse 2c.“ Die Königin von Frankreich! Das sieht denn doch fast aus wie fortgesetzte Anerkennung der Bourbonen und Trotz gegen den

[1] M. Bernays, Zur neuen Litt.-Geschichte, 13 f.

[2] Allerdings hat Goethe selbst später (1815) Napoleon ausdrücklich einen „andern Mahomet“ genannt (vergl. Biedermann, G.s Gespr. III, 208); im Jahre 1799 jedoch dachte er noch anders.

ersten Konsul. Was den letztern betrifft, so mochte wohl bei Goethe noch ein guter Rest von Mißtrauen übrig geblieben sein. Die Revolution hatte, auch um den Dichter herum, so manche Hoffnung erweckt, um sie später schrecklich zu vernichten; jetzt war sie in eine neue und offenbar bedeutsame Phase getreten; ob sie aber wirklich ihren Abschluß gefunden, blieb ungewiß; also war vorsichtiges Zuwarten die beste Rolle für deu Weisen, die einzig mögliche für Goethe. Sein Verhalten neuen Erscheinungen — auch der Zeitgeschichte — gegenüber kann wohl kaum treffender bezeichnet werden als durch das eigene Wort:

„Ich weiß nur in der Folge zu schätzen,
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir sind sie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen!"
(Werke II, 393.)

Von Haß konnte nun freilich in diesem Falle nicht die Rede sein; aber zwischen stillschweigender Billigung und Hoffnung und lautem Enthusiasmus lag noch eine weite Strecke, und Goethe hat sich nicht beeilt, sie zurückzulegen. In des Dichters Freundeskreis schritt man wohl allgemein etwas rascher in dieser Richtung vorwärts. Schon am 30. November 1799 schreibt Herder an Knebel: „Was sagen Sie zu den neuen Konsuls? Ich habe große, große Hoffnung, wenn sie sich erhalten, und das werden sie!"[1] Und Knebels Ansicht lernen wir bald darauf kennen aus einem Brief an Goethe: . . . „Von den neuesten politischen Ereignissen in Frankreich verspricht man sich ja viel."[2] Damit ist wohl der Eindruck, die Auffassung des gesamten Goethe-Weimar ausgesprochen. Eifriger denn je verfolgt jetzt Knebel den Lauf der Dinge und teilt Goethe manches mit, was diesem sonst wohl entgangen wäre. Offenbar ist er gewiß, dem Freund eine Freude zu bereiten, wenn er ihm (am 18. März 1800) das nachstehende Couplet auf Bonaparte zuschickt, welches in Paris „sehr applaudiert" worden:

---

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel II, 282.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 230.

„La fuite en Egypte, jadis,
Conserva le sauveur des hommes;
Pourtant quelques malins esprits
En doutent au siècle, où nous sommes.
Mais un fait, bien sûr, en ce jour,
Du vieux miracle quoi qu'on pense,
C'est que d'Egypte le retour
Ramène un sauveur à la France.“ [1]

Als Retter und Heiland mußte Bonaparte ganz besonders denen erscheinen, die, wie Goethe, in der Revolution hauptsächlich das Schreckliche gesehen und empfunden und längst sich gesehnt hatten nach einer Garantie für Ruhe und Ordnung. Und diese Garantie, d. h. der erste Konsul, stand fester mit jedem neuen Jahr; der Kriegslärm verstummte auf etliche Zeit, und großartige Werke des Friedens bildeten einen gerechten Ruhmestitel der neuen Regierung in Frankreich. — Auch Goethe weiß den Unterschied zu würdigen. Eben hat er des Soulavie Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI gelesen und an Schiller über den empfangenen Eindruck berichtet.[2] Noch immer findet er in der ganzen Revolution nichts als ein wüstes Chaos, ein furchtbares Wüten ungeheurer Kräfte, Bächen und Strömen vergleichbar die sich gegeneinander stürzen „und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht, wer sie vorgesehen hat, so gut als der sie nicht ahnete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur, und nichts von dem, was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten. Wir wollen erwarten, ob uns Bonapartes Persönlichkeit noch ferner mit dieser herrlichen und herrschenden Erscheinung erfreuen wird.“

„Wir wollen erwarten.“ Also auch jetzt noch recht vorsichtig und behutsam! Immerhin ist Bonaparte auf dem besten Wege, auch aus Weimar gute Noten zu erhalten; die seltsame Persönlichkeit des ersten Konsuls fängt zu imponieren an. Wieland erwartete von dem neuen Heiland die Rettung der Welt; Herder hatte „große,

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 242 f.
[2] Briefwechsel Goethe-Schiller VI, 100 f.

große Hoffnung", für Frankreich, für die ganze Menschheit; Goethe sieht vor allen Dingen eine bedeutende Persönlichkeit und freut sich des Anblicks: da geht die Linie durch, welche den Dichterfürsten auch fortan in seinem Verhältnis zu Napoleon so scharf von den andern trennt.

„Eine herrliche und herrschende Erscheinung!" Das letztere ganz gewiß; darüber konnte kein Zweifel obwalten; die „Herrlichkeit" hingegen wurde doch auch von Goethes Freunden noch sehr verschieden kommentiert, und einer mindestens fand sich darunter, der die Natur des Staatsstreichs und neuen Regiments und die jetzige Rolle der französischen Republikaner noch von einem andern Standpunkt aus beurteilte, als von demjenigen eines ruhebedürftigen deutschen Dichters und Philosophen. F. H. Jacobi schreibt (am 27. Juli 1803) an Goethe: „Die (französische) Nation kommt mir unter der Herrschaft dieses grün-gelben Korsikaners und mit dem republikanischen Schilde auf der Brust grade wie ein Schulknabe vor, der, anstatt seine Lektion zu lernen, geplaudert hat und nun an der Thüre auf eine Bank treten und den Esel tragen muß." [1] Das Gleichnis ist hübsch und treffend; Jacobi begriff die Situation. Doch empfindet er nicht Mißbehagen darüber, im Gegenteil: es macht ihm sichtbar Vergnügen, daß dieser Bonaparte den impertinenten, rechthaberischen Franzosen, gegen die man sonst nicht aufkomme, „so derb auf's Maul geschlagen." [2] Wenn auch der „grün-gelbe Korsikaner" ein bißchen despektierlich klingt, so enthält dafür derselbe Brief noch andere Bezeichnungen, die von großer Achtung zeugen und keinen Zweifel übrig lassen: auch Jacobi hält den ersten Konsul für einen Mann, der sein Geschäft versteht, — nur ist eben dieses Geschäft nicht dasjenige eines Heilands!

Im folgenden Jahr erschien die Schrift: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate", und Goethe fand

---

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, 232.

[2] Auch Goethe fand jedenfalls an dieser Methode der Volksbehandlung mehr Wohlgefallen als an der (Revolutions-) Erscheinung, daß „der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht." Vergl. Werke III, 256.

als Recensent Gelegenheit, seine eigenen Ansichten kund zu geben. Er thut es wiederum auf die vorsichtigste Weise: „Der Verfasser nimmt manches Aergernis an dem außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.“ [1] Das klingt sehr objektiv, läßt aber doch deutlich durchblicken, daß der Dichter bereits von Napoleons Talenten und Energie eine ungewöhnliche Achtung hegt, — nicht ohne eine Beimischung von Furcht vor den fernern Unternehmungen des „außerordentlichen Mannes.“ Er hielt für das Beste, über die Schrift „mit leichten Fußspitzen hinwegzuschreiten;“ doch empfiehlt er sie.

Noch immer steht der deutsche Dichter außerhalb des Bannkreises napoleonischer Zaubermacht; noch verhält er sich mehr objektiv betrachtend, als hingebend billigend. Mit ängstlicher Sorgfalt wacht er, zusammen mit Chr. v. Voigt, darüber, daß in weimarischen Landen kein böses Wort gegen die französische Regierung unter die Presse kommt. Die „Allgemeine Litteraturzeitung“ in Jena soll „keine entschiedene Meinung in der Politik“ haben, . . . „am wenigsten, wenn der Fall ist, die schwächere Partei zu ergreifen;“ [2] sie soll daher nicht gemeinsame Sache machen mit Gentz und Konsorten. Doch entspringen alle dahingehenden Mahnungen und Maßregeln der politischen Klugheit, dem Selbsterhaltungstrieb der Schwachen; mit seinen geheimen Wünschen steht Goethe für jetzt noch im antibonapartistischen Lager. Aber die außerordentliche Erscheinung der Zeit hält fortan auch seine Blicke gefesselt; wenn sie sich weiter fort in aufsteigender Linie bewegt und dabei nicht allzu störend in Goethes eigenste Kreise tritt, so wird der Dichter den Helden preisen.

Es folgte die Verwandlung des Konsuls in den Kaiser, und damit stand die Thatsache fest: Bonaparte hatte nicht etwa, ein anderer Monk, für die Bourbonen gearbeitet, sondern für sich selbst; mit ihm also hatte Europa es ferner zu thun. Die Anerkennung erfolgte nicht gleich auf der ganzen Linie; der junge Zar

[1] Goethes Werke XXIX, 115.

[2] Biedermann, G. Gespr. X, 40.

Alexander z. B. mußte erst durch die Schlacht von Austerlitz dahin belehrt werden, dem neuen Kaiser gegenüber andere Titulaturen als „Chef der französischen Nation" in Anwendung zu bringen. Am Hof zu Weimar wurde das seltsame Rätsel Napoleon auch jetzt noch sehr ungleich gedeutet, und in den auffallend verschiedenen Urteilen zweier fürstlicher Frauen spiegelt sich das Schwanken zwischen Glauben und Mißtrauen, die unsichere Auffassung der Zeit überhaupt sehr hübsch wieder. Die Großherzogin Luise schrieb, sechs Tage nach der Kapitulation von Ulm, an Knebel: „Der neue Kaiser wird in Ihrer Gegend gewesen sein. Alles scheint sich über ihn zu freuen und will einen Weisen an ihm haben. Friedlich gesinnt mag er wohl auf allen Fall sein."[1] — Also ganz der brave, friedliebende Bonaparte, der nur darum nicht im Frieden leben kann, weil es den bösen Nachbarn nicht gefällt! Und dabei als Kaiser willig anerkannt. Da traf die Herzogin-Mutter Amalia näher zum Ziel, als sie drei Tage später demselben Knebel schrieb: „... Es geht sehr bunt in der Welt zu; doch muß man nicht alles glauben, was der große Buonaparte sagt." Und nun folgt eine köstliche Würdigung der Gewalthaber und Diplomaten im allgemeinen und des Franzosenkaisers im besondern: „Im Grunde wissen sie alle nicht, was sie wollen, auch selbst Buonaparte, der nur seinem tollen und blinden Stolz und Uebermut den Zügel laufen läßt und sucht, wie weit er kommen kann."[2] Es ist, als hätte die Mutter Karl Augusts den Napoleon nach Tilsit vor Augen gehabt; in dem Mann von 1805 und 1806 aber irrte sie sich, wie die meisten Zeitgenossen; der stürmte noch nicht toll und blind drauf los, sondern rechnete schlau, bevor er schlug. — So grundverschieden lauteten schon im ersten Jahre des neuen Kaiserreichs die Urteile über Napoleon;[3] noch glaubten

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel I, 219.

[2] Daselbst I, 211 f.

[3] Ganz anders als im Oktober 1799 läßt sich bald auch Caroline vernehmen; sie wünscht schon im März 1806, daß der Herr der Herren dem Bonaparte „doch gnädiglich bald den Hals brechen möge." — Waitz, Caroline, II, 203.

viele an die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absichten und freuten sich des starken Friedensfürsten; andere verbargen ihr Mißtrauen und ihren Haß nicht und drückten ihre Abneigung in einer Formel aus, die dann zur Zeit der Reaktion so beliebt wurde: sie wehrten sich gegen den Kaisernamen Napoleon und sprachen und schrieben von dem neuen Cäsaren nur per „Buonaparte", wobei das italienische u stets einen besonderen Mückenstich bedeuten sollte. Die Herzogin Amalia erkennt also anno 1805 den Kaiser Napoleon noch nicht an, und man darf wohl annehmen, daß sie denjenigen nicht ferne gestanden, welche etliche Jahre zuvor sich freuten über die Nachricht von der Ermordung des ersten Konsuls und über deren Gesinnungen Frau Caroline Herder mit großer Entrüstung an Knebel berichtet hatte.[1]

Goethe schwieg stille zu der Aufrichtung des französischen Kaiserreichs; den Untergang der Republik hat er selbstverständlich nicht bedauert. Daß der rechte Mann den rechten Platz einnehme, billigte er ausdrücklich bei anderer Gelegenheit, also jedenfalls auch hier; doch wessen er sich von dem neuen Kaiser versah, wird uns nicht kund gethan. Nun aber rückte die Weltgeschichte von allen Seiten her auch auf Goethe an, und bald gab's kein Entrinnen mehr; von Politik sprach man in Weimar und Jena, und Politik fand Goethe wieder in Karlsbad, wohin er nun in den nächsten Jahren regelmäßig sich erholen ging. Der vornehme Badeort war nichts weniger als ein sicheres Asyl für zeitabgewandte ästhetische Geister; hier wimmelte es ganz international von größern und kleinern Fürsten, Prinzen, höhern Offizieren, Diplomaten, Intriguanten ꝛc., die alle sich von der Politik nährten, ehrlich und unehrlich, und zum Teil auch eine bedeutende Rolle spielten in den Welthändeln. Alle Anschauungen waren da vertreten, und aller Wünsche und Hoffnungen wurden laut, nicht ohne gelegentlich hart aufeinander zu stoßen. In dieses Leben geriet nun Goethe hinein, der Weise unter die wunderlich gemischte Menge, und da gab es auch in politischem Sinn nichts menschliches, das ihm fremd blieb. Gestalten

[1] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 337.

der alten und neuen Zeit drängten sich in buntem Wechsel durcheinander, und Goethe nimmt Teil an allen, die ihn als Menschen interessieren; französische Emigranten, kaiserlich österreichische Diplomaten und napoleonische Könige: alle sind ihm einerlei. Daraus folgt aber nur, daß Goethe alle Meinungen mit klassischer Vorurteilslosigkeit anhörte und würdigte, nicht aber, daß ihm der Gang der Weltgeschichte selbst durchaus gleichgiltig geblieben sei. Wo er hinneigt, wissen wir: auf die Seite der bewußten Kraft und That.

Auch Goethe hat bis dahin stets von „Bonaparte", nicht von „Napoleon" gesprochen, und obgleich bei ihm diese Bezeichnung keineswegs Mißachtung bedeutet, so liegt doch eine gewisse Nuance von Widerstreben darin, welche ein wenig nach französischem Emigrantentum riecht. Ein Hauptvertreter desselben, der Fürst von Ligne, hatte merkwürdige Aussprüche Napoleons in Wien gesammelt und Goethe mitgeteilt, und dieser, der von dergleichen Dingen, wenn sie geistreich oder pikant sind, so gerne Notiz nimmt, verzeichnet das Faktum in sein Tagebuch (III, 140). Bei dieser Gelegenheit bedient er sich zum letzten Mal der Bezeichnung „Bonaparte"; fortan lautet's bei ihm „Kaiser Napoleon" und zwar aller Verfehmung zum Trotz, unerschütterlich treu bis zum Tod im Jahr 1832.

Auf der Rückkehr von Karlsbad empfängt Goethe am Abend des 6. August 1806 in Hof die Nachricht von der „Erklärung des rheinischen Bundes und dem Protektorat." Ob und wie sehr sie ihn überraschte, ist aus der Tagebuchnotiz (III, 154) nicht zu ersehen. Wenige Jahre früher hatte er noch nicht geglaubt, daß die Franzosen so weit nach Norden vordringen würden, und es als ein Glück gepriesen, „daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird."[1] Sein Freund Knebel sah die Dinge kommen; — „daß wenigstens der größte Teil des südlichen Deutschlands noch schweizerisiert werden dürfte, ist sehr wahrscheinlich",[2] schrieb er im März 1798

[1] Briefwechsel Goethe-Schiller IV, 154.

[2] Knebels litterarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 31.

an Böttiger, und möglicherweise war Goethe seither auch zu dieser Ansicht bekehrt worden, besonders durch den Ausgang des Krieges von 1805. Allerdings blieb Thüringen diesmal noch verschont; aber die französischen Vorposten standen doch schon jetzt der „nordischen Masse" bedenklich nahe und in den „Reflexionen und Diskussionen", welche die Nachricht vom Rheinbund an jenem Abend in Hof veranlaßte, mag wohl der Gedanke an ein weiteres Vordringen der Franzosen auch Ausdruck gefunden haben. Schade, daß das Tagebuch uns über den Inhalt jener Unterhaltung ebenso sehr im Stiche läßt, wie bei der Besprechung mit Schiller über den Staatsstreich vom 18. brumaire; doch läßt sich schon aus den lakonischen Notizen Goethes Standpunkt mit Sicherheit feststellen. Er hatte keine Hymne gesungen bei der Aufrichtung des fränkischen Kaiserreichs; ebenso wenig begleitet er mit irgend welchen Elegien den endgültigen Zusammenbruch des heiligen römischen deutschen Reichs, der durch die Stiftung des Rheinbundes unvermeidlich geworden war. „Die Zither ist entzwei, an der ist nichts zu halten." Und so setzt Goethe sich hin; — „gutes Abendessen", heißt's im Tagebuch unmittelbar hinter den „Reflexionen und Diskussionen"; — Rheinbund und Protektorat waren also keine Schläge, welche die Freude an einer trefflichen Mahlzeit verdarben.

In diesen Tagen, auf der Fahrt von Karlsbad nach Jena, ist Goethe napoleonisch geworden, d. h. jetzt tritt die Anerkennung ausdrücklich hervor. Also lange vor Erfurt und ohne irgend welche persönliche Einwirkung. Der Imperator steht jetzt entschieden im Vordergrund des Interesses; der Dichter beschäftigt sich mit ihm, ersinnt neue Titel für ihn und findet in seinen Thaten die Lehre Fichtes bestätigt (Tagebuch III, 156). Und das bleibt fortan der Standpunkt Goethes: das ungeheure Ich Napoleon ist etwas Gegebenes, Unabänderliches, und wie sich auch die Welt im Verhältnis zu ihm gestalten mag, immer ist es die gigantische Persönlichkeit, welche die Teilnahme fesselt und fortreißt bis zur höchsten Bewunderung; Welt- und Völkerschicksale bilden nur den Grund des Gemäldes, auf dem die Heroengestalt sich so recht wirkungsvoll abhebt.

So war Goethes Napoleon in den Hauptzügen fest geformt, kurze Zeit bevor die schreckliche Katastrophe über Norddeutschland hereinbrach. Wie Deutschlands größter Dichter sich zurechtfand in Deutschands tiefster Schmach, ist schon von den Zeitgenossen und später immer wieder lebhaft erörtert worden; die berühmte Patriotismusfrage wird hier, wie dann wieder im Jahr 1813, naturgemäß und regelmäßig aufgeworfen; die Antwort lautete erst hart, dann immer milder, weil immer gerechter; aber ohne ein gewisses wehmütiges Gefühl kann der deutsche Patriot, dessen Standpunkt eben der des Rechts gegen das Unrecht ist, wohl niemals um diese Klippe herumkommen. Wenn es nun richtig wäre, daß Goethe sich in jenen Schicksalsjahren gewaltsam und eigensinnig von aller Politik entfernt und ganz ausschließlich auf sein ästhetisch-wissenschaftliches Gebiet wie auf ein Inselasyl zurückgezogen hätte, so würde diese Epoche für sein Verhältnis zu Napoleon nicht besonders schwer ins Gewicht fallen. Bewunderung für die eigenartige Persönlichkeit des Gewaltigen und schmerzliche Resignation in Bezug auf das Schicksal der Welt, — mit dieser Formel wird ja Goethes Verhalten während dieser Zeit allerdings oft abgethan. Aber mit der berühmten stillschweigenden Resignation ist es nichts. Goethe selbst erklärte recht bald: der Mensch ertrage sie nicht auf die Dauer, und er hat, wenn auch nicht in seinen eigentlichen Werken, so doch in Gesprächen und Briefen aus jenen Tagen oft und bestimmt Stellung genommen zum Gang der Ereignisse und zur napoleonischen Politik in Deutschland. Die Napoleonbewunderung bestand glänzend ihre Feuerprobe, und die Politik des Eroberers erfuhr in etlichen Hauptpunkten die Billigung des Dichters.

Freilich war jegliche Beschäftigung mit politischen Dingen nur Nebensache in Goethes Leben und Wirken, und er hat selbst sein Verhalten in dieser Beziehung so treffend und unzweideutig charakterisiert, daß langes Suchen und Deuten als höchst überflüssig erscheinen muß. „Für ihn waren nur „Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung.“[1] Aus diesem Fundamental-

[1] Eckermann III, 223.

satze heraus muß Goethe auch als Politiker erklärt und verstanden werden; da handelt es sich nicht um Staatsgrenzen und historisches Recht; Goethe steht mit seinen Sympathien auf Seite derjenigen Macht und desjenigen Systems, welche für seine Kultur die meisten und stärksten Garantien bieten. Und zu diesen Garantien gehörten: Verstand und Festigkeit der Regierung, Ruhe, Ordnung, Sicherheit.

Wie viel ausgesprochene deutsche Patrioten gab es denn im Jahr 1806? Und warum sollte gerade Goethe einer sein? Ausdrücklich hatte er den Patriotismus als etwas „Ueberlebtes" bezeichnet, und gar den Rassen- und Nationalitätenhaß verabscheute er als schlimmen Kulturfeind. Die Deutschen liebte er in wahrhaft großem Sinne; die bittern Schmähungen böser Augenblicke beweisen nichts dagegen; aber er liebte und schätzte sie als Individuen, nicht als Nation; daß eine solche sich in absehbaren Zeiten bilden werde, glaubte er nicht; dagegen erblickte er in dem ausgesprochenen Individualismus der Deutschen beste Kraft zum Widerstand und zur Fortdauer: als Individuen können die Deutschen nicht vernichtet werden, so wenig als die Juden. Die Einheit Deutschlands kam damals nicht in Frage; wer wünschte sie und wer glaubte überhaupt daran? Längst hatte Goethe das „Reich" preisgegeben und gespottet: „Wie hält's nur noch zusammen?" Denn die Wurmstichigkeit lag dort nicht minder offen zu Tage als in der Schweiz. Die Kultur freilich, die unpolitische, gedieh doch gar prächtig im untergehenden Reich; aber wenn die napoleonischen Neubildungen dieses Blühen nicht hemmten, so war eine Aussöhnung nicht allzu schwierig, — und es kam doch ein anderer, ein frischer, großer Zug in die Zeit hinein, und die wilden Elemente gehorchten jetzt einem starken, herrschenden Geist. Goethe war weit davon entfernt, diesem Geist enge Grenzen ziehen zu wollen.

Für die Ereignisse des Jahres 1805 scheint Goethe im Momente selbst nicht eben lebhafte Teilnahme bekundet zu haben. Das Kulturvolk des Westens hatte über die Halbbarbaren des Ostens bei Austerlitz gesiegt, — so ungefähr mochte der Philosoph sich in der Folge das Resultat jener Begebenheiten zurechtlegen. Im übrigen brauste

der Sturm vorüber und die Wetterwolken entluden sich in der Ferne, ohne daß ein Blitz verheerend auf Thüringen niederfuhr. Anders im nächsten Jahr: Preußen war ein deutscher Kulturstaat und die Entscheidung fiel in unmittelbarer Nähe von Weimar.

Man darf, um Goethes Haltung nach der beispiellosen Katastrophe richtig zu würdigen, nicht außer acht lassen, daß er gegen die Preußen eine ziemlich starke Abneigung empfand, welche besonders in dem Briefwechsel mit Knebel und Zelter zum Ausdruck gelangt, sowie auch in etlichen allgemeinen Betrachtungen, zu denen die Beziehungen zu Heinrich v. Kleist Anlaß gaben. Knebel kannte die Preußen aus langjähriger Erfahrung; Zelter lebte mitten unter ihnen, und sie stimmen beide mit ein in den geringschätzigen Ton. Da wird denn etwa die Rohheit und Anmaßung der preußischen Offiziere getadelt oder auch die nordische Hypochondrie und widerspruchslustige Hartnäckigkeit u. a. m.; ja, Goethe geht so weit, den schweren Vorwurf zu erheben: „Die edlen Preußen hätten die beiden Oertchen Weimar und Jena auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört."[1] Der Ton ist ungemein bitter, und wenn Goethe wirklich gute Gründe hatte, an solch schlimme Absichten zu glauben, so konnte von herzlicher Teilnahme, anders als dem einzelnen Unglücklichen gegenüber, nicht die Rede sein. Der Geist des blinden Hochmuts, das großsprecherische Gebahren der preußischen Offiziere und Beamten ist ja von den Historikern längst mit aller Strenge gerichtet worden. Eine besonders charakteristische Illustration hat Varnhagen v. Ense geliefert: „... Einige Hitzköpfe gerieten förmlich in Wut, wenn man friedlichen Vergleich noch für möglich halten oder die Ueberlegenheit der preußischen Kriegsmacht über die französische nicht unbedingt annehmen wollte. Ich erinnere mich, daß

[1] Briefwechsel mit Zelter I, 375. — Goethes Abneigung gegen die Preußen schwand auch später nicht; Zelters Derbheit entschuldigt er z. B. mit dem Hinweis auf den Charakter der Berliner, mit denen man „etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu erhalten." Eckermann I, 81. Von der „Rohheit der Norddeutschen" ist in Briefwechseln und Gesprächen jener Zeit oft genug die Rede. Vergl. z. B. Eckermann I, 219.

ich mit dem Geheimen Rat Schmalz über den Markt ging und ein Offizier ihn mit Neuigkeiten ansprach, daß der Krieg nun entschieden sei und nichts den tollen Bonaparte mehr vom Untergange retten könne. Als ich von französischen Generalen sprechen wollte, fiel er heftig ein: ‚Generale? wo sollen die herkommen? Wir Preußen haben Generale, die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davonlaufen! Ich bitte Sie um Gotteswillen, sprechen Sie mir nicht von französischen Generalen!‘“[1]

Gewiß kannte Goethe diesen Ton von der mitgemachten campagne her, hatte doch auch sein Herzog sich mit der größten Geringschätzung über die Soldaten der Republik ausgesprochen. Seither jedoch beurteilte er die französische Masse, ihre Organisation und Leitung ganz anders, obgleich die Generale und Marschälle zum größten Teil dieselben Schneider und Schuster von ehemals waren. Goethe schätzte die preußische Armee keineswegs gering, — Napoleon selbst hat sie ja vor dem Ausbruch des Krieges fast ebensosehr überschätzt, als er sie später verachtete —; aber der Umschwung der Stimmung in der Nähe des Feindes war nicht geeignet, diese Achtung zu stärken. Goethe war etliche Tage vor der Schlacht bei Jena bei Fürst Hohenlohe zu Tafel, sah dort mehrere der bedeutendsten Offiziere; — „niemanden war wohl; alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte, doch durch Betragen zu verraten;“[2] da mußte auch der Dichter an den Preußen irre werden und eher an den Stern Napoleons glauben. Daher widersetzte er sich mit „beredter Heftigkeit“ der Veröffentlichung des moralischen Manifests gegen den französischen Kaiser, welches der Obrist v. Massenbach loslassen wollte; er fand dasselbe „ebenso lächerlich als gefährlich.“ Für Goethe war somit der Sieg Napoleons fast unzweifelhaft. Die Art und Weise, in welcher der unerhörte Zusammenbruch erfolgte, mußte weit mehr als die Niederlage selbst

[1] Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, I, 389 f.

[2] Goethes Werke XXVII, 160 f.

bei beiden einen fatalen Umschwung der Gesinnung gegen Preußen herbeiführen.

Im Kanonendonner von Jena erkannte Goethe das Walten des Schicksalsmannes, dem nun einmal die Welt gehörte. Der Dichter wurde Rheinbündler und Napoleon also auch sein Protektor; aber wenn Goethe, der sich selber so vornehm dünkte, daß, wenn man ihn zum Fürsten gemacht hätte, er es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde, nun doch einmal einen Kaiser über sich haben sollte, warum nicht den Napoleon? Es lag so viel gesunder Bürgerstolz in seiner Natur, daß ihm das Adelsdiplom „nichts, gar nichts!“ war; vor der Fürstlichkeit als solcher hatte er „nie viel Respekt, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahinter steckte“.[1] Und wo fand er diese? Doch ganz anders bei Napoleon als etwa beim Wiener Franz! Es muß besonders betont werden, daß hiebei nicht nur die unbestrittene Ueberlegenheit Napoleons, die Intelligenz und Thatkraft, in die Wagschale fiel; Goethe glaubte an den Imperator und an dessen Tüchtigkeit auch nach der ethischen Seite; er äußerte gegen Riemer: „Napoleon habe die Tugend gesucht, und als er die nicht gefunden, die Macht bekommen.“[2] Also, weil die Welt ohne Tugend ist, kann man es Napoleon nicht verargen, daß er nach und nach selbst „aus der Moralität heraustritt“, und Goethe hat es ihm in der That nicht übel genommen.

Gerade jetzt, unter dem Eindrucke der Schlacht von Jena, bestätigt er seine frühern Ansichten über den Patriotismus. „Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. . . . Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten; . . . der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unter-

[1] Eckermann, III, 134.

[2] Riemer, Mitteilungen II, 699 f.

würfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann." [1] Napoleons Kriege trugen, obschon dies ihr Hauptzweck nicht war, doch ungemein viel dazu bei, die Völker zu verbinden und Kulturelemente herüber und hinüber zu verpflanzen. Niemals zuvor strömte die Elite auch deutscher Bildung so mächtig nach Paris; auch Gegner des Eroberers, selbst nachmalige Freiheitssänger fanden sich ein; Deutsche, wie Goethes Freund Reinhard, wie Johannes Müller und J. Grimm, stiegen in französischen Diensten zu hohen Aemtern empor; Alexander von Humboldt lebte hochgeehrt in Paris. Im Gefolge des Krieges kamen französische Beamte und Gelehrte nach Deutschland; auch die Staël, die berühmte „Vermittlerin", gelangte nur infolge der politischen Ereignisse zu ihrer Rolle; Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung und viel anderes mehr hatten freien Lauf. Auf dem Gebiete der Kultur stand Deutschland hoch und geachtet, wie nie zuvor, und brachte beim Austausch die kostbarsten Schätze dar. Das war Goethes Stolz, und daß der politisch übermächtige Gegner genötigt werde, dieses Deutschland anzuerkennen und zu ehren, das war sein Patriotismus. Unrecht und Unterdrückung ließen sich freilich nicht ganz übersehen; aber der Dichter und Philosoph behielt vor allem die großen und vielversprechenden Züge im Auge.

Dazu kam, daß Goethe selbst und die Seinen, sowie auch sein engeres Vaterland von der Katastrophe nicht gar hart mitgenommen wurden, und die Bedeutung der persönlichen Schicksale darf auch hier nicht zu gering angeschlagen werden. Die Preußen wollten, so meinte er, Weimar und Jena zu Grunde richten; die Franzosen plünderten zwar anfangs ein bißchen, und etliche Häuser gingen in Flammen auf; doch rasch gelangte die Ordnung zur Herrschaft, und es entwickelte sich ein leidliches, ja in manchen Fällen geradezu freundschaftliches Verhältnis. Napoleon selbst, der zornig über die preußische Politik des Herzogs Karl August in Weimar eintraf, bekam Respekt vor dem hohen Mute der Herzogin Luise; er

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, 294.

bezwang sich und behandelte die sächsischen Lande jetzt und später mit einer besondern Nachsicht und Schonung, die man sehr wohl auch als Huldigung an die deutsche Kunst auslegen konnte, und Goethe spricht denn auch in der Folge mehrmals mit ganz besonderer Genugthuung davon, ... „daß der Kaiser seiner Hauptmaxime treu blieb, mit allem, was den sächsischen Namen führte, in Frieden und gutem Willen zu leben",[1] daß Sachsen „vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten"[2] u. s. w.

Für diese Schonung, ja Achtung von Seite des eisernen Siegers will denn Goethe auch dankbar sein; alles, was demselben unangenehm sein könnte, soll durchaus vermieden werden; nach dem 14. Oktober soll „kein ‚Freimütiger' mehr existieren",[3] und da Napoleon selbst von Weimar und dessen Bedeutung mit großer Achtung gesprochen, so „müsse man auf alle Weise verhüten, daß der, in dessen Hand jetzt das Schicksal liege, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geistiges Uebergewicht abgenötigt haben, nicht verliere"[4] u. s. w.

Mochte demnach, was durchaus morsch und faul war, zusammenbrechen; in Bezug auf das, was für Goethe die Hauptsache blieb, die Kultur, war Napoleon kein Feind, und Goethes Politik nun war es, diese Kultur, worin Deutschland einzig groß und achtungswert erschien, den stolzen Siegern gegenüber hochzuhalten. Das politische Deutschland ging in Trümmer; das geistige blieb als unverwüstliche Macht bestehen, und diese Großmachtstellung inmitten der Stürme würdig und nachdrücklich zu wahren, war Goethes große Aufgabe. Und wie Napoleon die politische Welt versammelt zu einem glänzenden Kongreß, so — nur mit ungleich edlerem Ziel — trug Goethe sich mit der Idee, „in dem bevorstehenden Winter (1808 bis 1809) einen Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu stande zu bringen",[5] welcher die besten Kräfte des Deutschtums

[1] Goethes Werke XXVII, 162

[2] Biedermann, G.s Gespr. II, 117.

[3] Daselbst.

[4] Daselbst II, 118.

[5] Goethe-Jahrbuch VI, 116.

verbinden, ein einiges Deutschland in kulturellem Sinn begründen sollte. Allein der Individualismus und das Auseinanderstreben der Kräfte erwiesen sich auf diesem Gebiete nicht minder stark als auf dem politischen.

Gegen den Untergang der deutschen Hauptmacht verhielt sich Goethe auffallend kühl, und mehrere Aussprüche aus dem Jahre 1806—1807 gaben Anlaß zu gehässigen Deutungen. Am bedenklichsten lautet die Antwort, die er Luden gab. „Ich habe gar nicht zu klagen; etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hülfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgend einem Alten[1] soll das sogar ein behagliches Gefühl sein, — so habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen."[2] — Man fühlt sich für einen Augenblick an das 29. Bulletin Napoleons erinnert, „die große Armee ist vernichtet; seine Majestät befand sich nie besser." Wenn aber derselbe Luden etliche Jahre später infolge eines höchst bedeutenden Gesprächs mit dem Dichter zu der festen Ueberzeugung kam, „daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück",[3] so wird man aus jenem egoistisch klingenden Wort nicht viel mehr herauslesen dürfen als eine nicht unbegründete Befriedigung über das günstige persönliche Schicksal.

Auch sonst lauten manche Zeugnisse über das Verhalten der Franzosen in Sachsen-Weimar merkwürdig günstig. Frau Frommann betont in ihrem Bericht über die Schlacht bei Jena, daß die Franzosen in ihrem Hause „keine Art von Unfug verübt", nicht ein einziges Löffelchen entwendet hätten, obgleich das Haus mehrere Tage lang voller Soldaten war; sie rühmt das Betragen der französischen

[1] Lucrez.

[2] Biedermann, G.s Gespr. II, 156.

[3] Daselbst III, 107.

Offiziere, namentlich des „braven, feinen" Generals Oudinot rc.[1] Ebenso günstig lautet das Urteil Knebels über den Kommandanten von Jena, welcher „Spuren eines nicht gemeinen, zarten Herzens hinterlassen."[2] Die Plünderungen der ersten Eindringlinge waren freilich nicht zu loben; aber die Genugthuung blieb nicht aus: mit großer Freude kann Knebel an Goethe melden, daß die beiden französischen Regimenter, welche in Jena und Weimar geplündert hatten, „allgemein bei der Armee dafür verachtet würden."[3] Derartige Erscheinungen mußten auch bei Goethe die hohe Meinung von der Ordnung, Zucht und dem guten Geist in der französischen Armee bestärken, und der Dank und die Bewunderung fielen natürlich zurück auf den obersten Kriegsherrn, den Lenker der Legionen.

Für Goethe brachten die Kriegsereignisse neben unliebsamen Störungen auch eine Anzahl angenehmer und schätzenswerter Bekanntschaften. Besonders willkommen, „wie ein Regenbogen nach dem Gewitter",[4] war ihm sein „alter Freund" Denon, Direktor aller kaiserlichen Museen. Und doch war es ein für Deutschland höchst unerfreulicher Auftrag, der diesen Mann herführte: es sollte jetzt auch an Preußen ein großer Kunstraub vollzogen werden, und Denon fiel die Oberleitung zu. Einst, da die Jakobiner unter Bonaparte die Museen Italiens plünderten, war Goethe unwillig geworden; jetzt, da der allmächtige Kaiser Napoleon Preußen beraubt, findet er nichts einzuwenden. Der Turnvater Jahn gab einem jungen Menschen eine schallende Ohrfeige, weil diesem beim Anblick des Brandenburgerthors nicht sogleich einfiel, daß es Pflicht sei, das nach Paris entführte Siegesdenkmal wieder heimzuholen. Das war Patriotismus im Sinne der Zeit. Goethe dagegen und Zelter setzen sich mit dem größten Gleichmut über den Domizilwechsel der preußischen Kunstschätze hinweg. Zelter findet Trost in dem Gedanken: „daß das Gute für die Welt gehört, es sei, wo es sei,

[1] Das Frommann'sche Haus, 64 f.
[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II, 287.
[3] Daselbst II, 302.
[4] Daselbst I, 275.

und daß wir dieser schönen Dinge unwürdig waren",[1] und Goethe wünscht nur, ein Verzeichnis der weggeführten Kunstsachen zu erhalten; im übrigen findet er keinen Grund zum Klagen, — „wenn man nur weiß, wo sie aufbewahrt werden, so sind sie uns nicht verloren."[2]

Wer so dachte, fand sich unschwer in die neue Lage. Sie gestaltete sich für Goethe persönlich und für seine Bestrebungen gar nicht so drückend und erschien im Hinblick auf das Ganze unabänderlich, wie ein eisernes Schicksalsgebot. So faßte z. B. auch v. Voigt die Dinge auf. „Die gewaltigen Erfolge Napoleons, die ihm wie ein zermalmendes Gottesgericht erschienen, der Eindruck, welchen er von seiner Persönlichkeit empfangen hatte, gaben ihm, ähnlich wie Goethe, die Vorstellung einer unvergleichbaren, unbezwinglichen Größe, gegen welche jeder Angriff Wahnsinn und Vermessenheit sei."[3]

Der persönliche Zauber von Napoleons Erscheinung hatte zwar noch nicht auf Goethe gewirkt; eine Begegnung hatte nicht stattgefunden. Aber wie in „Wallensteins Lager" der Held, ohne selbst hervorzutreten, sich wunderbar deutlich wiederspiegelt, jeder Soldatenspruch einen neuen lebendigen Zug beibringt und durch das ganze Heer jener Geist waltet, der „gewaltig, wie Windesbeben" alle unwiderstehlich mit fortreißt, so auch hier; und Goethe wird mit fortgerissen. Er hatte sich gegen das Ungeheure gesträubt, so lange er konnte, — „wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht mehr sein wird. Ich hoffe, dir (Knebel) bald davon zu erzählen."[4] Die seltsame Poesie des Krieges mit ihrem an die Antike gemahnenden Helden hatte Goethe gepackt, und der große Dichter verschloß sich nicht gegen den Zauber des großartigen Schauspiels, welches die siegesstolze Armee mit ihren ruhmgekrönten Marschällen darbot. Mütterchen mit der Frohnatur

---

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 257.

[2] Daselbst II, 261 f.

[3] Goethes Briefe an v. Voigt, 97.

[4] Briefwechsel mit Knebel II, 288.

hatte ebenfalls ihre helle Freude daran, trotz endloser Einquartierungen. „Seit dem 24. dieses“, schreibt sie ihrem Sohn im Oktober 1807, „haben wir hir ein prächtiges Schauspiel. Die Kayserlichen Garden gehen hirdurch nach Maintz in ihr Vaterland — den 24. kamen 1821 Jäger zu Fuß — vorgestern 1767 Grenadir zu Fuß — gestern hielten sie Revüe auf dem Roßmarck — heute kommen 2372 Füselirer — Mittwoch 1091 Jäger zu Pferd — Donnerstag 657 Dragoner — und den 31. 1051 Grenadir zu Pferde — Nein so was hat die Welt noch nie gesehn — alle wie aus einem Glas-schranck — kein schmützgen — kein fleckgen — und die Prächtigde Musick — mir gehts wie dem Hund in der Fabel — abwehren kans ichs nicht — zerzaußen mag ich mich nicht laßen — gerade wie der Hund, ich — Eße mit. Das ist verdollmetscht — Ich freue mich des Lebens weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Thüren niedrig so bücke ich mich — kan ich den Stein aus dem Wege thun so thue ich — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas das mich freut.“ [1]

Manches aus dieser derb-gesunden Lebensphilosophie der Frau Rat findet sich als Erbteil bei ihrem großen Sohne wieder; sein Standpunkt führt sich zum guten Teil zurück auf Naturanlage und nicht nur auf Reflexionen und tiefsinnige Erwägungen. Von jetzt an beschäftigt sich Goethe aus freudigem Interesse mit Napoleons Helden- und Herrschergröße und läßt sich nicht irre machen durch den verkleinernden Haß der deutschen Gelehrten; ja, er wird recht böse auf die „Nörgler“ und verteidigt fortan seinen Kaiser mit Eifer und Wärme. Er stellte die Ursprünglichkeit, gesunden Menschenverstand und großartige Thatkraft hoch über alle Gelehrsamkeit und findet es daher „kindisch und abgeschmackt, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und

[1] Schriften der Goethe-Gesellschaft IV, 326 f. Vergl. auch Varnhagens Schilderung der französischen Kaisergarde in Berlin: der deutsche Patriot und Napoleonhasser wird wider Willen zu höchster Bewunderung hingerissen. Denkwürdigkeiten I, 409 f.

Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht."[1] Daß es zum Widerstand gegen den Zwingherrn auch bessere Gründe gab, vermochte Goethe nicht recht einzusehen; er meinte: „Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich: Afterredung (aus Besserwissenwollen) und Hypochondrie."[2] Die letztere Eigenschaft war Goethe ebensosehr zuwider, wie der Gelehrtenstolz; der Gegensatz zwischen Norden und Süden trat da deutlich zu Tage, und mit dem typischen Vertreter der „nordischen Hypochondrie", dem Preußen Heinrich v. Kleist, konnte der Philosoph von Weimar sich unmöglich befreunden. Zugegeben, die Zeiten wären schlimm, — mußte der Trübsinn sich darum ins tägliche Leben und bis in die Kunst hineinschleichen? Das war z. B. nicht Zelters Ansicht, welcher meinte: Goethe sollte doch den deutschen Poeten ins Gewissen reden, „sich nicht gar zu pensiv und finster vernehmen zu lassen; man müßte ja wohl des Wimmerns und Aechzens im gemeinen Leben sich voll ersättigen können."[3] Goethe dachte ebenso. Denn daß eine schicksalsschwere Zeit den Dichter naturgemäß veranlassen müsse, hypochondrisch zu werden und zu dichten, verwirft er als eine beklagenswerte Verirrung; er selbst betont in einer Anzahl von Briefstellen ausdrücklich, wie er in böseſter Zeit, 1806 und 1813, durch „allerlei Späſſe" sich durchgeholfen und findet hiefür klassische Muster: waren doch die so fröhlichen und scherzhaften Erzählungen des Decamerone zur Zeit schwerer Heimsuchung durch die Pest entstanden! Den Unterschied zwischen einer derartigen Heimsuchung, einem furchtbaren Naturereignis und dem Walten eines Napoleon sah er nicht ein; „außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie Feuer und Wasser."[4] Und daraus ergibt sich der Schluß, daß alles Schimpfen und Widerstreben eine Absurdität sei! Wie Feuer

[1] Biedermann, G.s Gespr. II, 111.

[2] Daselbst II, 183.

[3] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 379 f.

[4] Biedermann, G.s Gespr. II, 160 f.

und Wasser mag Napoleon walten auf Erden; das Schauspiel ist von unbeschreiblicher Großartigkeit; er ist die Kraft, und „daß diese sich selber einschränken soll, ist absurd! Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanciert werden.“[1] Hierin liegt ein gewisser Anklang an die volkstümliche Auffassung aus der Zeit der Befreiungskriege: Napoleon war ein Gottesgericht; ein Gottesgericht wird ihn zermalmen. Das letztere freilich hat Goethe lange nicht geglaubt; er kannte einstweilen keine Macht, die dem Schicksalsmann hemmend in den Arm fiele.

Wenn durch diese und ähnliche Aeußerungen mehr der allgemeine Standpunkt des Philosophen bezeichnet wird, so hat Goethe dafür an anderer Stelle sich auch als Politiker vernehmen lassen und über die Resultate napoleonischer Wirksamkeit in Deutschland bestimmte Urteile abgegeben. Die Jeremiaden über den Verlust „des Ganzen“ behandelt er ärgerlich als hohle Phrasen; dieses Ganze hat „denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert.“[2] Soviel für das einige deutsche Reich. Nun war Preußen zerschlagen und der westelbische, d. h. rein deutsche Teil dem Rheinbund eingefügt. Goethe gibt Preußen auf; „ein so zerstückter Körper“, schreibt er an Eichstädt, „genest nicht leicht wieder. Im Süden sind doch wenigstens große, aus heterogenen Teilen zwar erst zusammengetretene und im ganzen noch ziemlich rohe Massen; doch ist es etwas Neues und Frisches“,[3] ein dankbares Arbeitsfeld für Männer von der Bedeutung eines Joh. Müller. — Eine treffendere Charakteristik der napoleonischen Staatenbildungen in Süddeutschland wird sich nicht leicht finden; Goethe hat Vertrauen zu der Lebensfähigkeit dieser Schöpfungen und freut sich über den erfrischenden Zug im Staatsleben des Rheinbundes. So blieb denn doch als Resultat der napoleonischen Stürme auch etwas Positives zurück. Die Hauptbestandteile des rein deutschen Gebiets schlossen sich zu einer wenn

[1] Biedermann, G.s Gespr. II, 158.
[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 266 f.
[3] Goethes Briefe an Eichstädt, 159.

auch noch so „unpatriotischen" Einheit zusammen, und diesen Prozeß verfolgte auch Goethe mit der größten Aufmerksamkeit; er erhoffte von demselben eine Zusammenfassung und Steigerung deutschen Geisteslebens und einen möglichst regen und fruchtbaren Verkehr mit den als Kulturvolk stets hochgeschätzten Franzosen.

Es hatten sich demnach die deutschen Verhältnisse nach Goethes Auffassung gar nicht so unglücklich gestaltet. Und gar außerhalb Deutschlands mochte Napoleons Siegeswagen mit zermalmender Wucht über die Völker weggehen, — Goethe fand das natürlich; dem Uebermenschen, dem Genius, der Thatkraft gehört die Welt. Haben andere, wenn sie die Stärkern waren, es anders gemacht? Napoleon bezwingt Spanien; Goethe bemerkt dazu nur, ... „daß Rußland es früher mit Polen ebenso gemacht."[1] Also könnten die deutschen Kritiker ihn höchstens „einen glücklichen Nachahmer schelten." Und wenn nun auch in der Folgezeit das vorwiegend Persönliche in Napoleons Politik immer unverhohlener in den Vordergrund trat, so war Goethe weit entfernt davon, dies zu mißbilligen; er hatte vielmehr seine lebhafte Freude an der märchenhaften Laufbahn der originellen Dämonennatur. Später, da alle Stürme schwiegen, Metternich und die hl. Allianz und — Ruhe herrschten, verurteilt Goethe bitter das zahme und schwache Leben. „Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen? Und wo hat Einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen, wie er ist!"[2] Da war eben doch der Napoleon ein Kerl! Er log zwar arg, aber nicht aus Schwäche, und im ganzen zeigte er — und oftmals in brutalster und grellster Selbstbeleuchtung — wer er war und was er wollte.

Am 2. Oktober 1808 standen sie einander gegenüber. Ein höchst denkwürdiger und interessanter Augenblick war es doch, der diese zwei Größten der Zeit zu einem vertraulichen Gespräch zusammenführte, — den ci-devant Jakobiner und den vormaligen

[1] Biedermann, G.s Gespr. II, 211.

[2] Eckermann III, 28. Das Gespräch dreht sich um Shakespeare, Werther, Napoleon, und Goethe beklagt auch vom Standpunkt des Poeten aus den Mangel an Kraft und Urwüchsigkeit im modernen Leben.

Stürmer und Dränger,[1] den Riesen der Energie und That mit dem Hohepriester des Schönen in Kunst und Leben. Hoher und höchster Flug der Phantasie und Gedanken hatte sich in beiden vereinigt mit einem seltenen Maß von gesundem Menschenverstand, — so hatten beide sich schon in ihren Erstlingswerken der Welt als Meister ihrer Art angekündigt. Doch während der eine nach Maß und Ruhe rang, in weiser Beschränkung sein Ideal erblickte und erreichte, erlag der andere den rastlosen, sich selbst verzehrenden Ausbrüchen seiner vulkanischen Natur. Goethe blieb in der realen Welt; Napoleon aber verlor in spätern Jahren den sichern Blick für die wirklichen Dinge; daher die schreiende Dissonanz zwischen Wollen und Vollbringen.

Hier aber, in Erfurt, stand er noch auf der Höhe nicht nur äußerer Macht und Herrschergewalt, sondern auch innerlicher Sicherheit und Klarheit. Und die beiden verstanden sich, freuten sich einer des andern. „Vous êtes un homme“ und „voilà un homme“, — nicht etwa bloß ein berühmter Dichter, sondern ein ganzer Mann, — dieses Gefühl hat Napoleon seit den Tagen, da er für Paoli schwärmte, kaum ein zweites Mal in seinem Leben empfunden. Vielfach ist sein berühmtes Wort als Phrase bezeichnet worden, und wie eine Phrase klingt es auch; aber warum sollte sie allen Inhalts bar sein? Der „Werther“ begleitete Napoleon nach Aegypten und nach St. Helena; jegliche Nebenabsicht, Stimmung zu machen und Sand in die Augen zu streuen, ist dabei vollständig ausgeschlossen. Des Kaisers Vorliebe für dieses Werk war also unzweifelhaft echt und treu. Wenn ihm nun der Verfasser dieses hochgeschätzten Meisterwerkes, der größte Dichter Deutschlands — dessen spätere Schöpfungen er mindestens mit Auszeichnung nennen hörte — in der stattlichen, imposanten Erscheinung

[1] Vergl. Mommsens Urteil über Bismarck: „Kein großer Staatsmann, der nicht zugleich den Despoten und den Revolutionär in sich vereint! Er war beides“. (Basler Nachrichten, Nr. 216, 1898.)

Vergl. auch Goethes Ausspruch: „Der reine wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen.“ — Biedermann, G.s Gespr. II, 239.

des allgemein verehrten Meisters und Ministers Goethe entgegentrat, warum sollte er da nicht wirklich gedacht haben, wie er sprach? Jeglichen Sinn für Manneswürde und Größe darf man doch dem Imperator nicht absprechen, und wenn er auch den ganzen königlichen Goethe nicht faßte, so war doch, was er kannte und nun vor sich sah, bedeutend genug, Achtung abzunötigen. Schon der Umstand, daß er die Fürsten Deutschlands Bedienten gleich behandelte, den deutschen Geistesheroen hingegen alle Achtung bewies, ist für Napoleon bezeichnend. Auch er hatte im Grund „vor der Fürstlichkeit als solcher nie viel Respekt“, sprach etwa vom Thron als von einem armseligen „Stück Holz mit Sammet überzogen“, und fühlte sich naturgemäß mehr verwandt mit dem Genius. Und daß er auch über Litteratur nachgedacht, Goethes Werther gründlich kannte, sogar die Unnatur der französischen Tragödie richtig empfand, das bewiesen die „sehr bedeutenden Bemerkungen über das Drama.“ Genug, Goethe zählte diesen Tag und erinnerte sich seiner noch im spätesten Alter mit Freude und Genugthuung. Es ist aber durchaus kein Grund vorhanden zu der Annahme, er wäre eben durch diese Entrevue in Erfurt, durch den fesselnden Zauber von Napoleons Persönlichkeit so ganz und gar eingenommen, gewissermaßen berauscht worden fürs ganze Leben. Goethe war nahezu sechzig Jahre alt, hatte Kaiser und Könige, Fürstenglanz und „Sternenpracht“ genug und mehr als genug zu kosten bekommen; nicht mit scheuer Ehrfurcht, sondern mit „heiterm Gesicht und vergnügtem Lächeln“, mit vollständiger Sicherheit stand er vor dem Kaiser; er war nicht gekommen, sich imponieren zu lassen, sondern verkehrte mit einem Ebenbürtigen, wohl wissend, „was Du bist und was ich bin.“ Goethes Urteil über Napoleon stand ja längst fest; es war kein Kommen, Sehen und Besiegtwerden. Was er gedacht und gefühlt, fand er vollauf bestätigt — und allerdings, was ihn persönlich anging, noch etwas mehr; denn daß der rastlos von Schlachtfeld zu Schlachtfeld jagende Dämon des Krieges über Schicksals- und andere Tragödien so gescheit sprach, seinen Werther so gründlich kannte, das durfte er doch nicht von

vornherein als selbstverständlich voraussetzen; solchen Glauben hatte er selbst in Israel nicht allzuoft gefunden.

Die Absicht, zu gefallen und für sich einzunehmen, trat allerdings in Napoleons Benehmen den deutschen Dichtern gegenüber unverkennbar zu Tage. Wieland sah das ein. Auf dem Hofball in Weimar, am 6. Okt. 1808, sah der Prophet von 1798 sich seinem Diktator gegenüber. Zar Alexander tanzte, und tanzte mit Eleganz; Napoleon unterhielt sich „anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein" mit Wieland über Poesie, Philosophie, Religion, über Tacitus und Jesus Christus, — bis der Alte fast nimmer stehen konnte. Sehr hübsch und für den ungetrübten Scharfblick des greisen Dichters bezeichnend ist seine eigene Schilderung des interessanten Abends. „Napoleon sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchslosern Menschensohn gesehen. Er unterhielt sich mit mir, wie ein alter Bekannter mit Seinesgleichen" ꝛc.[1] (Ein glänzenderes Zeugnis für Napoleons Schauspielertalent und seine Meisterschaft in der Menschenbehandlung ist nicht denkbar!) Aber Wieland sah noch etwas mehr: „Aus seinen Aeußerungen über Poesie", fährt er weiter, „ging hervor, daß er so ein Ding, was die Deutschen Gemüt nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sei er aus Bronze gegossen". Was er über Religion vorbrachte, imponierte Wieland nicht sonderlich; „es war nur ein alltäglicher Skeptizismus, den er da auskramte", und nur die Offenheit, mit der dies geschah, fand der Dichter zu bewundern.

Hatte Goethe so tief nicht gesehen oder nicht sehen wollen? Oder spielte Napoleon ihm gegenüber eine andere Rolle? Eine

[1] Wieland, Werke (Göschen) XX, 421, f.

Vergleichung der betreffenden Berichte[1] läßt das letztere als unzweifelhaft erscheinen; das erstere wird freilich dadurch nicht völlig ausgeschlossen. Der stolze Imperator hatte Goethe gegenüber keine so verblüffende Metamorphose durchgemacht; er empfing ihn, umgeben von Marschällen und Ministern, also als Feldherr und Kaiser. Von dem sanftesten, anspruchslosesten aller Menschensöhne war da nichts zu spüren, und die rührende Treuherzigkeitsmarke des Biedermanns hätte auch wohl auf Goethe nicht eben günstig gewirkt; die war für Greise und für Arme an Geist berechnet; Goethe aber erwartete einen Mann zu sehen, und ihm gegenüber blieb der Kaiser mehr in seiner eigentlichen Granitnatur. Diese eben, wenn sie die allerhärtesten Züge milderte und einen Hauch von Wärme, Enthusiasmus und Wohlwollen spielen ließ — er konnte in einem solchen Momente gar wohl natürlich sein —, war, wie Hunderte von Zeugen beweisen, geradezu hinreißend. Selbst zäh widerstrebende Naturen, wie Papst Pius VII., erlagen dem dämonischen Zauber von Napoleons Persönlichkeit, und Goethe, der eine fast grenzenlose Bewunderung schon mitbrachte, war besonders empfänglich für ihre Einwirkungen. Mit Freuden erkannte er, daß er sich in den Hauptzügen des Kaisers nicht geirrt; „man sah, daß er es war";[2] damit hat der Dichter selbst den empfangenen Eindruck knapp und genau zusammengefaßt. Kein Zweifel: er hatte in Erfurt einen echtern Napoleon vor sich, als Wieland in Weimar. Zudem blieb der Kaiser mit seinen Bemerkungen auf sicherm Boden; er kramte vor Goethen keinen banalen Skeptizismus aus. Ueber französische Tragödien hingegen durfte er schon mitsprechen, die kannte er; die Damen seines Hofes beklagten sich ja bitter über die „ewigen Trauerspiele" und er hatte sich, trotz Talmas hoher Kunst, oft genug nur mäßig erbaut im Theater. Ein neues, veredeltes Drama sollte geschaffen werden! Der größte

[1] Für Goethes Erfurter Audienz: Tages- und Jahreshefte, Briefe, Gespräche von Goethe. Zur Vergleichung auch der Bericht von Talleyrand. Vergl. betr. Anmerkung am Schluß bei Geiger: Aus Alt-Weimar.

[2] Eckermann I, 177.

Dichter der Zeit stand vor ihm; er hatte den „Mahomet“ übersetzt; sollte er nicht seine beste Kraft an den großartigsten Stoff der Vergangenheit, an den „Cäsar“ setzen? Ein echt napoleonisch-goethe'scher Cäsar — „das könnte die Hauptaufgabe Ihres Lebens werden!“ Und hier, in der Würdigung echter Cäsarengröße dem Neid und Unverstand der „Mittelmäßigkeit“ gegenüber, vereinigten sich Napoleons und Goethes Ideen zu vollkommener Harmonie. — Napoleons Urteile über das französische Theater waren keineswegs nur oberflächliche, wohlfeil-geistreiche Bemerkungen; Goethe erfuhr vielmehr, daß er es kannte, „bis zur Bewunderung genau“, und „alle historischen und poetischen Motive der bekanntesten Stücke“ verfolgt habe „bis in ein ungeheures Detail hinein“.[1] Besonders aber mußten die „frappanten, ihm sonst noch nie vorgekommenen Bemerkungen“ über seinen „Werther“ als unzweideutige Beweise scharfen Verstandes und reifen Nachdenkens in Erstaunen setzen. Selbst daß Napoleon sich herausnahm, eine gewisse Stelle des Buches (die Vermischung der Motive: unglückliche Liebe und verletztes Ehrgefühl) zu kritisieren, machte dem Dichter noch in spätern Jahren viel Vergnügen; die Richtigkeit der napoleonischen Anmerkungen gibt er ausdrücklich zu. — Der „kleine Korporal“ als Kunstkritiker sich an einem Goethe'schen Meisterwerk versuchend, das erscheint im ersten Augenblick höchst seltsam, fast komisch; doch schwindet dieser Eindruck, wenn wir hören, daß von anderer Seite und in ganz anderem Zusammenhang Napoleons gesundem Urteil auch über nicht politisch-militärische Fragen höchste Anerkennung zu Teil wird. „Seine Aeußerungen, seine Gespräche mit Goethe und Wieland zeigen die ganze Energie seiner Intelligenz“.[2] „Wie alles, was Napoleon sagte, sind auch die Aeußerungen, die er in einem Gespräch mit dem preußischen Gesandten Krusemark über die allgemeine Lage machte, von großem Interesse.“[3] Und

[1] Brief von W. v. Humboldt an F. H. Jacobi im Goethe-Jahrbuch XIV 352 f.

[2] Ranke, Hardenberg und Preußen, IV, 161.

[3] Daselbst IV, 292.

anno 1813 beurteilt Napoleon in Dresden die Kompositionen des Kapellmeisters Paer, . . . „was für die Künstler um so mehr Wert hatte, als Napoleon über nichts zu sprechen pflegte, wenn er es nicht gründlich verstand“.[1] Ein besseres Lob in Bezug auf bon sens ist nicht wohl denkbar, und diesmal sind es ernsthafte Historiker, die es erteilen.

Der Tag von Erfurt war der höchste äußere Triumph in Goethes Leben, und er wurde von ihm als solcher empfunden, nicht nur im Momente selbst, sondern noch lange nach dem Sturze seines Kaisers, ja, bis ans Ende des Lebens. Der Gewaltige, vor dem bisher keine Macht der Erde bestand, hatte ihn freudig und mit Auszeichnung anerkannt; wie schrecklich auch die Kriegsstürme ferner den Erdteil erschüttern, Goethe war sicher, daß ihm und seinem Reich keine Gefahr drohe, und wer durfte in jenen Zeiten so viel hoffen? Was er als wirklichen Gewinn von dannen trug, war dieses Gefühl der Sicherheit, die feste Zuversicht, daß Napoleons Genius nicht der Feind des seinigen war, so sehr auch die übrige Welt vor ihm bangte. So kam nun bei Goethe zu dem Gefühl höchster Bewunderung noch dasjenige freudiger Dankbarkeit für persönliches Wohlwollen hinzu, und diese beiden bilden fortan den starken Damm, gegen den die ganze Flut der Schmähungen späterer Zeit vergeblich Wellen schlägt.[2]

[1] Förster, Geschichte der Befreiungskriege, I, 485.

[2] Zur Würdigung des in Erfurt aufgeführten klassischen Schauspiels „Dichter und Eroberer“ mag noch besonders hervorgehoben werden, daß Goethe zeitlebens starke Sympathien bezeugte für den Soldatenstand. Diese Vorliebe kommt zum Ausdruck in manch frischem Lied, und die gelungensten, glücklichsten Männertypen seiner Dichtung sind Soldaten. Götz, Lerse, Valentin, der Hauptmann der Wahlverwandtschaften, sind doch wohl „ganze Kerle“, und wie man diesen Gestalten gegenüber behaupten kann, des Meisters Kunst hätte keine rechten Mannesbilder geschaffen, ist recht schwierig zu verstehen. Zu Goethes Urteil über den Wert und die Bedeutung des Soldaten vergl. auch den Ausspruch in den Wahlverwandtschaften (II. Teil, 5. Kapitel): „Die größten Vorteile im Leben überhaupt, wie in der Gesellschaft, hat ein gebildeter Soldat.“ Auch fand der Dichter, daß selbst rohe Kriegsleute einem „täppischen Menschen vom Civilstande“ bei weitem vor-

Goethe hat bekanntermaßen den vollen Inhalt seiner Unterredung mit Napoleon lange Zeit niemanden, selbst nicht seinem herzoglichen Freunde, preisgegeben und ist erst viel später an die Aufzeichnung des denkwürdigen Ereignisses gegangen. Die summarische Skizze in den „Tages- und Jahresheften" verrät nichts mehr von der freudigen Aufregung jener Oktobertage; wohl aber zeugen mehrere Briefstellen aus dem Herbst 1808 deutlich von der Stimmung des Dichters. Das wichtigste Bekenntnis enthält ein Brief an J. Fr. Cotta, worin Goethe schreibt: „Von so vielen Freunden und vorzüglich von Ihnen war ich überzeugt, daß Sie lebhaften Anteil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres

---

zuziehen seien. Wie stand nun Napoleon Goethe gegenüber? Als Soldat par excellence und als eigentümlich gebildeter Soldat. Als solcher blieb er auch in des Dichters Erinnerung lebendig; wiederholt gedenkt der letztere rühmend der Talente, der Teilnahme an litterarischen Dingen, welche fast sämtliche Mitglieder der Familie Bonaparte auszeichneten, und findet es merkwürdig und überraschend, „wie in dieser Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt." (Goethes Werke XXIX, 664). — Daß Napoleon berechtigt war, sich auch als Kritiker in litterarischen Dingen vernehmen zu lassen, wird auf Grund eingehender Untersuchung bezeugt von O. Harnack („Zwei litterarische Aufsätze Napoleons I.", Zeitschrift für vergl. Litt.-Gesch. und Renaissance-Litteratur, neue Folge, II, 176 f). Napoleon vergleicht Homer und Virgil und kommt durch eigenes Denken und eigenartige Beweisführung zu dem Schluß, daß das große Gedicht des Römers als Epos sehr tief unter der Ilias stehe. Zu den Ausführungen Napoleons bemerkt Harnack: „Auch abgesehen von dem technisch-militärischen Gesichtspunkte liegt seinem Urteil eine richtige Einsicht zu Grunde, ein richtiges Verständnis der epischen Gesetze." Und als Schlußurteil: „Die Aeußerungen Napoleons lassen im ganzen ein entschiedenes natürliches Verständnis und Interesse für Probleme der Dichtkunst erkennen, — so seltsam, ja naiv sie auch im einzelnen ausgesprochen sind, einzig und allein der Selbstgewißheit ihres Urhebers entspringend, ohne Zusammenhang mit einer umfassenden historischen oder systematischen Anschauung." Ohne Zweifel hat der originelle Kunstrichter in Erfurt ganz ähnlich gesprochen, und für Goethe hatte gerade das Seltsame, Naive, Urwüchsige des napoleonischen Urteils und der napoleonischen Fragen einen eigentümlichen Reiz. Es lag etwas darin, das an die Antike gemahnte.

und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, gleichsam gelten ließ".[1] Auch andere gute Freunde erhalten Mitteilung über den Erfurtertag; so Zelter[2] und Reinhard.[3] Der letztere war nicht zu allen Zeiten ein unbedingter Verehrer Napoleons. Die erste Begegnung und Besprechung mit dem jungen General Bonaparte hatte zwar auch ihn gepackt mit hinreißender Gewalt; er war, wie seine Frau berichtet, „ganz von der Allgewalt seines Genius durchdrungen" und brach in den begeisterten Ruf aus: „Er ist ein ungeheurer Kopf!"[4] Mit andern Worten also: „Der Kerl macht mich wirbeln!" Und doch hatte Reinhard die großen Männer der Revolution gesehen und gut gekannt. Später jedoch fand er auch die weniger bewundernswerten Züge in Napoleons Charakter und politischem System heraus und wies, im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Goethe, wiederholt auf Schwächen und Mißgriffe hin. Jetzt hatte er, fast gleichzeitig wie Goethe, unverhofft des Kaisers Gunst erfahren, die ihn auf einen wichtigen Posten berief; er folgte mit Freuden, mit neuer Begeisterung, — und gerade sein Beispiel ist ein charakteristischer Beweis für die zwingende, bannende Gewalt, die Napoleon über die Geister, wenn sie nicht außerordentlich fest waren, übte. So sind die beiden Freunde einig zum Preis des Kaisers; beide finden sie: jawohl, mit dem Napoleon ließ sich leben! „Unter einem solchen Heerführer," ruft Goethe aus, „wer möchte da nicht streiten, und wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschähe!"[5]

---

[1] Strehlke, Goethes Briefe I, 125 f.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 342.

[3] Briefwechsel mit Reinhard, 41 f.

[4] W. Lang, Graf Reinhard, 184.

[5] Briefwechsel mit Reinhard, 44.

Goethe war selbst nahe daran, dem bewunderten Heerführer zu folgen. Napoleon hatte ihn dringend eingeladen („je l'exige de vous!") nach Paris zu kommen, die immerhin engen Verhältnisse in Weimar zu vertauschen mit den größern der französischen Metropole. Das Wort fiel nicht auf den Weg. Längst pflegte Goethe die lebhaftesten Beziehungen mit Paris; Briefe, freundliche Grüße, Geschenke gingen hin und her; der Ideenaustausch der zwei großen Kulturvölker war niemals so rege gewesen, wie in jenen Zeiten, und Paris war ja in der That nicht nur die politische Hauptstadt der Welt, sondern auch das bedeutendste Centrum der Künste und Wissenschaften. Dieses Paris hatte Goethe so oft zu sehen gewünscht, — „ich mag mich gar zu gern durch Sie (Reinhard) nach Paris versetzt sehen;"[1] — jetzt, da die Einladung von solcher Seite erfolgt war, fing der Dichter an, die Uebersiedelung ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Fr. v. Müller berichtet hierüber: „Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft; er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen u. s. w. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben."[2]

Es war besser so, für Goethe selbst und für sein Bild in unsrer Seele. Wer möchte ohne Schmerz den größten Dichter, den man auch den „deutschesten" genannt hat, aus seinem Vaterlande weg nach Paris verpflanzt sehen? Allerdings geht aus v. Müllers Bericht hervor, daß nicht das, was man einzig als Patriotismus gelten ließ, Goethe in Deutschland festhielt; auch ist gar nicht denkbar, daß er in Paris seine Gesinnung und sein Deutschtum würde eingebüßt haben. Ein neues Ringen nach hohen Kunstidealen, durch die Bedeutung der Weltstadt und der Protektion

[1] Briefwechsel mit Reinhard, 20. Vergleiche hiezu Goethes begeisterte Lobrede auf Paris, Eckermann III, 114 f.

[2] Biedermann, G.s Gespr. II, 224.

Napoleons zu rascher und allgemeiner Anerkennung gebracht, also bahnbrechend und vermittelnd zugleich: das war auf jeden Fall eine verlockende Perspektive. Deutsche Geisteshelden ersten Ranges, die Humboldt, Schlegel, Grimm, weilten Jahre lang da drüben; es wäre somit ein anderer Entschluß Goethes nicht unerhört und beispiellos gewesen.[1] Und sehr wohl mochte Goethe, ob wir es gleich nirgends ausdrücklich bestätigt finden, sich mit der Hoffnung tragen, als berühmtester und geehrtester der Deutschen beim Kaiser, der ihm mit solchem Wohlwollen begegnet war, das Deutschtum überhaupt in Achtung zu setzen und für sein unglückliches Land und Volk etwas Gutes, mindestens etwelche Milderung des harten Schicksals, zu erwirken. Eine solche Stellung und ein solches Streben wäre eines Goethe nicht unwürdig gewesen. — Allein die schmerzlichste Enttäuschung hätte nicht ausbleiben können. Goethe war zu alt, um in seiner Kunst noch einmal das Höchste mit Erfolg zu unternehmen; er hätte den napoleonischen „Cäsar" nicht zum gewünschten Meisterwerk gestaltet, wäre der Reformator des Theaters nicht geworden. Und das Wohlwollen des Kaisers schlug er zu hoch an. Napoleons Natur wurde härter und schroffer, tyrannischer mit jedem Jahr, und selbst dem einzelnen Menschen gegenüber traten die Züge von Teilnahme und Wohlwollen, ja, auch nur von Freundlichkeit fast vollständig zurück. Von politischem Einfluß gar, zu Gunsten Deutschlands, konnte keine Rede sein. Goethes Wegzug nach Paris wäre nur ein besonderer Triumph Napoleons gewesen, effektvoller noch als eroberte Fahnen; glücklicherweise hat Goethe auf die fatale Rolle verzichtet.

Die Bewunderung und Verehrung, welche der Dichter dem Imperator gegenüber empfand, läßt sich neben den direkten Aussprüchen ganz besonders erkennen aus seiner großen Freude über den Orden der Ehrenlegion. Keinem andern ähnlichen Beweis

---

[1] Auch Schiller hatte gelegentlich daran gedacht, sich „bei den Franzosen bessere Hoffnungen zu schaffen", als das deutsche Vaterland zu bieten schien. Vergl. Brief an Körner vom 26. November 1792. Und Schiller war um diese Zeit nicht mehr „Revolutionär".

von Fürstengunst legte er so hohen Wert bei. In späterer Zeit — Napoleon war schon verbannt —, als Madame Lortzing ihn geradezu fragte, welcher von allen Orden ihm der liebste sei, wies er hin auf die Ehrenlegion,[1] und siebenzehn Jahre nach dem Erfurter Kongreß war diese Wertschätzung noch keineswegs gesunken; denn als der Rat Grüner zur Audienz fahren sollte und zu diesem Zweck mit Goethes Degen, Chapeau bas, Schuhschnallen 2c. ausstaffiert wurde, bemerkte Goethe: „Auf das rote Band können Sie sich etwas zu Gute thun; denn ich habe es von Napoleon erhalten".[2] — Der scheinbar große Kontrast zwischen Klopstock und Schiller auf der einen, Goethe und Wieland auf der andern Seite ist mehrmals hervorgehoben worden; jene von der französischen Republik zu ihren citoyens ernannt, diese von Napoleon mit Stern und Band geschmückt, — welcher Unterschied! Aber was ist durch den letztern Umstand bewiesen? Wohl nicht viel mehr, als daß eben Klopstock und Schiller nicht mehr lebten. Denn wenn der gefürchtete Kaiser, den man im Interesse des Gemeinwohles nicht reizen durfte, z. B. auch Schiller zur Entrevue befohlen, auch ihm den Orden zugedacht hätte, so ist, wie die Verhältnisse nun einmal lagen in den Rheinbundstaaten, nicht recht einzusehen, wie selbst der große Freiheitssänger, trotz unzweifelhaften Widerstrebens gegen den Zwingherrn, den Gunstbezeugungen hätte entgehen können. Jedenfalls aber darf man den Orden der Ehrenlegion nicht als Beweismaterial heranziehen, um Goethe als „Fürstenknecht" zu zeichnen. Wie frei und despektierlich er sich über „die Fürstlichkeit als solche" ausgesprochen, ist schon betont worden; das Adelsdiplom behandelte er geringschätzig als ein „Nichts";[3] die übrigen Orden, Auszeichnungen legitimer Fürsten, schlug er kaum höher an; aber es erfüllte ihn mit Stolz und Genugthuung, von dem genialen Plebejer das Ehrenkreuz am roten Band zu erhalten. Ehemalige Schneider und Schuster, jetzt Marschälle, trugen dasselbe Kreuz, —

[1] Biedermann, G.s Gespr. III, 260.
[2] Daselbst V, 224.
[3] Eckermann, III, 134.

was thut's? Goethe war eben im Grund seines Herzens nichts weniger, als jener Aristokrat, zu dem Verkennen und Uebelwollen ihn zu machen versuchten; Ahnenzahl, Legitimität und dergleichen Dinge waren ihm nichts; la carrière ouverte au talent!

Der Kongreß von Erfurt hatte die Bewunderung Goethes für Napoleon gleichsam sanktioniert und jedenfalls mächtig dazu beigetragen, seinem Vertrauen auf den Imperator jene unerschütterliche Festigkeit zu verleihen, die dann später die Patrioten so sehr wurmte. Als daher im nächsten Jahr Oesterreich mit Aufbietung seiner ganzen, gewaltigen Heeresmacht auszog, um den bisher Unbesiegten niederzuringen und alle deutschen Patrioten, oder doch — was nicht ganz dasselbe war — alle Napoleonfeinde, sich mit den kühnsten Hoffnungen wieder an die alte Kaisermacht anschlossen, da wankte Goethe nicht einen Augenblick. Nach Oesterreich wandten sich auch manche der deutschen Dichter; Kleist hatte eben seine racheheischende „Hermannsschlacht" vollendet, und die Oesterreicher sollten sie aufführen, auf dem Schlachtfeld sowohl als im Burgtheater; der Dichter selbst eilte nach Prag, dem Herde des Hasses gegen Napoleon; Varnhagen stand als Soldat im Heere des Erzherzogs Karl. Der Sieg schien wahrscheinlich, und die Hoffnungen stiegen hoch; Napoleon war ja mit seinen Kerntruppen tief in Spanien und konnte, so wähnte man, unmöglich mit genügenden Streitkräften rechtzeitig zur Stelle sein. — Goethe hingegen baute auf seinen Kaiser; der Mann, der in Erfurt vor ihm stand, konnte nicht unterliegen! Und als er nun plötzlich selbst erschien, mit unerhörter Schnelligkeit über die Feinde hereinbrach und sie in jenem glänzenden Feldzug an der Donau (19.—24. April 1809), den er selbst für den höchsten Triumph seiner Kriegerlaufbahn hielt, schlug und zum Rückzug zwang, da mochten selbst Widerstandsmutige in den blitzartigen Schlägen das Walten einer unbezwingbaren Dämonennatur erkennen. Für die habsburgische Monarchie schien keine Rettung mehr möglich. Mit aller Entschiedenheit kündigte der Sieger ihre Zertrümmerung an, und wer mochte nach solchen Ereignissen an der Ausführung zweifeln? Zum schweizerischen Land=

ammann Reinhard sprach Napoleon in Regensburg: ... „Ich erachte, es sei mit dieser Monarchie zu Ende. Zweimal habe ich sie verschont; nun soll sie Europa keinen Schaden mehr zufügen. Ich werde die drei Kronen von Oesterreich, Böhmen und Ungarn von einander trennen.“[1] Und er bot dem Schweizer ein Stück der Beute, Tirol, an. — Goethes Freund, der französische Gesandte Reinhard, also ein Eingeweihter, glaubte ebenfalls fest an den Untergang des Kaiserstaates Oesterreich, und was er hierüber an Goethe und Villers schreibt, fällt um so schwerer ins Gewicht, weil die künftige Gestaltung Deutschlands dabei erörtert wird und zwar von einem Deutschfranzosen, der seinem alten Vaterland aufrichtig Heil und Segen wünscht. Reinhard schreibt an Goethe (Brief vom 5. Mai 1809): ... „Daß Oesterreich für seine westliche Grenze oder Hauptstadt noch etwas zu thun vermögend sei, ist kaum zu erwarten, und somit wäre Deutschland beinahe wieder zu einem Ganzen vereinigt. Was dem Ganzen noch fehlt, beizufügen, dazu könnten die sonderbaren Ereignisse, die gerade jetzt bei uns sich zutragen, leicht eine Veranlassung werden, und die Willenlosigkeit oder Unmacht, sie zu verhindern, könnte leicht zum gleichen Resultat führen. Deutschlands bewaffnete Macht ist in den Händen unseres Kaisers; sie hat für sich und für ihn auf die Insurrektionsmanifeste eine furchtbare Antwort gegeben; was unbewaffnet und noch nicht mit ihm ist, wird sich erst resignieren und dann sich anschließen.“[2] Wie Reinhard sich die Folgen denkt, was er überhaupt für Deutschland wünscht und hofft, erhellt sehr bestimmt aus einem gleichzeitigen Brief an Villers, in welchem sich der deutsch-französische Politiker also vernehmen läßt: ... „Wenn die Deutschen nur siegen konnten mit und unter Napoleon, so ist es, weil es kein wahres Deutschland mehr gibt, als dasjenige Napoleons, und eben in diesem Deutschland finden sich fast ausschließlich die litterarischen Schätze, die Sie aufzählen. So verdient es in

[1] v. Muralt, Hans Reinhard, 171, f.

[2] Briefwechsel, 54.

jeder Beziehung die Teilnahme dessen, der berufen ist, sein Schicksal zu regeln. Wenn er es bis jetzt nicht gethan hat, so ist es, weil er zunächst die Hindernisse beseitigen mußte. . . . Die allgemeine Krisis ist jetzt da; segnen wir die Vorsehung, die sie unter den Einfluß des Genies und der Macht gestellt hat."[1] — Der Biograph Reinhards bemerkt dazu: . . . „Daß das napoleonische Deutschland das wahre Deutschland und die rheinbündischen Staaten Ansatz und Kern des künftigen Reiches deutscher Nationalität seien, das haben in jenen finstersten Zeiten unserer Geschichte Männer sich eingeredet, denen vaterländische Gesinnung nicht abgesprochen werden kann."[2] Zu diesen Männern darf man mit voller Sicherheit auch Goethe zählen. Das „Neue und Frische" im Rheinbund hatte er mit Befriedigung und guter Hoffnung anerkannt; eine Zusammenfassung des gesamten Deutschlands, d. h. desjenigen, welches für die Kultur mitzählte, war ganz nach seinem Sinn, und ob die Auflösung der wunderlich zusammengesetzten habsburgischen Monarchie nicht als etwas Natürliches, als die glückliche Lösung einer der wichtigsten politischen Fragen erscheinen mußte, darüber ist ja wohl heute noch das absolut richtige Urteil nicht gesprochen. Daß Napoleon Ernst machen wollte, steht außer Zweifel, und ein Bruderzwist im Hause Habsburg steigerte die Gefahr: Erzherzog Karl wollte Rheinbundkönig von Böhmen, Erzherzog Johann König von Ungarn werden.[3] Wie viel schlimmer die Lage für Oesterreich war, als man gewöhnlich annimmt, läßt sich ermessen aus einem Brief von Gentz an den Freiherrn v. Stein. Da heißt

[1] W. Lang, Graf Reinhard, 357, f.

[2] Daselbst, 358. Vergl. hiezu Jean Pauls „Friedenspredigt", Werke XXXIV, 13 f.: „. . . Napoleon, oder wer es vermag, rette die letzten Deutschen und forme die übrigen!" Und daselbst, S. 39: „Wenigstens Europa hoff' ich, wird jetzt besser und anders als unter den Römern, die mehr Wissenschaften holten als brachten, von dem europäischen Macht- oder Allmachtsheber durch die wissenschaftlichen Lichtheerstraßen verknüpft und sich näher gebracht. Himmel! . . . welche Aussichten, wenn nicht des Bürgers, doch des Weltbürgers!"

[3] Bernhardi, Aus dem Leben Th. v. Bernhardi, III, 57 f.

es: „Wenn Ew. Excellenz die Geschichte dieses unglücklichen und unglaublichen Feldzuges so bekannt wäre, als sie es mir ist, so würden Sie bloß darüber sich wundern, daß noch so viel von der Monarchie übrig bleibt! Den Krieg fortzusetzen war übrigens eine absolute Unmöglichkeit geworden, nicht eine Unmöglichkeit in abstracto, wohl aber in concreto; nach der ersten verlornen Schlacht wäre nicht ein Stein mehr auf dem andern geblieben. Das werde ich Ew. Excellenz dereinst so einleuchtend darthun, daß Ihnen kein Zweifel mehr dagegen aufstoßen soll."[1] Und Gentz kannte die Situation. Man wird daher kaum irre gehen mit der Annahme: wenn Aspern ein anderes Austerlitz oder Jena gewesen wäre, dann ging der Kaiserstaat in Trümmer. Die blutige Zurückweisung in jener Schlacht stimmten die Forderungen des stolzen Imperators etwas herunter. Während nun die Hoffnungen der deutschen Patrioten neuerdings auflebten nach der unerhörten und unverhofften Kunde von Aspern, blieb Goethes Glaube an den Schlachtenkaiser felsenfest. Er schüttelte den Kopf zu den österreichischen Siegesnachrichten und sprach: „Ich habe bis jetzt auf Napoleon gewettet; er versteht es doch besser als die andern."[2] Die abermalige Niederlage Oesterreichs hat somit Goethe keine Hoffnungen geraubt und das Gegenteil eher, als eine Enttäuschung, bereitet. Eben jetzt (nach Wagram) schreibt er von Karlsbad jenen Brief an Zelter, worin er den Jammer um das „Ganze, das verloren sein soll", ärgerlich als unberechtigte Jeremiaden und Phrasen behandelt, und in einem andern, offenbar in übler Laune abgefaßten Brief an denselben Freund drückt er sich noch schärfer aus: ... „Ich bin der augenblicklichen anmaßlichen Pfuscherei in jedem Fache so satt, daß ich nicht darnach mehr zum Fenster hinaussehen mag, ja, daß sogar die Deutschen in ihrem Unglück mir lächerlich vorkommen, weil sie eigentlich nur darüber verzweifeln, daß sie nicht mehr salbadern sollen,"[3] — und

[1] Pertz, Leben des Ministers Freiherrn v. Stein, 400.

[2] Biedermann, G.s Gespr. VIII, 306,

[3] Briefwechsel I, 366.

Zelter nickt natürlich Beifall ... „so, wie Sie in Ihrem Briefe sagen, so ist's wirklich: sie sind bloß darüber in Verzweiflung, daß sie das alte Sünderleben nicht mehr führen sollen"[1] ꝛc. — Zelter reist im Oktober 1809 nach Königsberg, und Goethe begleitet ihn mit seinen „Gedanken und Wünschen"; um aber ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, fügt er ausdrücklich hinzu: diese „konnten sich freilich nur immer auf Ihr eigenes Wohl beziehen";[2] also keineswegs etwa auf das nie dagewesene „Ganze". In Karlsbad machte Goethe die Bekanntschaft des Königs von Holland, Ludwig Bonaparte; sie waren Zimmernachbarn, und es entwickelte sich bald ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Goethe war ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit und „respektablen Herzensgüte" seines neuen Freundes und sprach auch später stets mit der höchsten Achtung von dem „grundedeln" Fürsten. Diese Bekanntschaft, die Besprechung der Schicksale des gedemütigten Königs, mußte naturgemäß zu einer Vergleichung mit dem eisernen Kaiser veranlassen, und Goethe hat sie wirklich angestellt, nicht nur für sich im stillen; er hat sich auch darüber ausgesprochen. Wie vorsichtig dies auch geschieht, so erkennt man doch sofort, daß der Dichter mit seinen Sympathien in diesem Bruderstreit auf der Seite des edleren Ludwig steht. „Ludwig ist die geborne Güte und Leutseligkeit, sowie sein Bruder die geborne Macht und Gewalt ist."[3] Das bedeutet freilich noch kein Verdikt zu ungunsten Napoleons. Aber Goethe geht weiter; er billigt die Abdikation Ludwigs durchaus, und in der Art, wie er sie motiviert, liegt denn doch eine starke, wenn auch indirekte Mißbilligung tyrannischer Willkür und Ungerechtigkeit. „Von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maas nur noch wie von den Adern des großen französischen Staatskörpers sprach und das Blut, was die tapfern Vorfahren unter Philipp dem Zweiten, um Holländer zu sein, so heldenmütig verspritzt hatten, gar nicht weiter

[1] Briefwechsel I, 371.
[2] Daselbst I, 375.
[3] Biedermann, G.s Gespr. II, 337.

in Anschlag brachte, blieb ihm (Ludwig) nichts anderes übrig, als einen Thron zu verlassen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaupten zu können."[1] — Eine derartige unverkennbare Mißbilligung napoleonischer Gewaltpolitik finden wir sonst bei Goethe kaum je wieder. Aber sie richtet sich nicht gegen die weltumfassenden Pläne des Imperators, sondern bezieht sich nur auf einen einzelnen, besonders interessanten und persönlich nahegehenden Fall. Aehnlich, wie für die Schweizer, hegte Goethe für das heldenmütige Volk der Holländer warme Sympathie, die in seinem „Egmont" so schön zum Ausdruck gelangt und seither treu geblieben war. Im allgemeinen jedoch hat Goethe die Eroberungspolitik Napoleons keineswegs getadelt. Einzelne Akte mußten ihn schmerzen; ein bißchen mehr Ruhe und Stabilität hätte ihm nachgerade besser behagt; aber er war weit davon entfernt, seinem Kaiser etwa eine Niederlage zu wünschen.

So sehr aber auch Goethe als Mensch von der dämonischen Persönlichkeit und „märchenhaften" Heldenlaufbahn Napoleons zur Bewunderung hingerissen und als Politiker zur Teilnahme genötigt wurde, auf sein poetisches Schaffen übten weder Siegesbulletins noch Erfurter Kongreß einen Einfluß aus; und erst im verhängnisvollen Jahr 1812 erklang zum ersten Mal das Lob des furchtbaren Kriegsfürsten von der Leier des deutschen Dichterfürsten, das von den deutschen Patrioten und Napoleonhassern so sehr geschmähte Gedicht: „An Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät". Daß Goethe darin keinem starken Herzensdrange gefolgt, ist wohl unzweifelhaft. Maria Luise weilte gleichzeitig mit ihm in Karlsbad; er sollte sie besingen, das ließ sich kaum abweisen, und dabei mußte naturgemäß auch Napoleons gedacht werden; denn was gab's da sonst zu besingen? Doch empfand Goethe diese Aufgabe keineswegs als Last; vielmehr erklärte er später, diese Gedichte ... „gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte."[2] — Also die

[1] Biedermann, G.s Gespr. II, 340.
[2] Goethes Werke XXVII, 205.

Aufgabe war eine angenehme, was sich von dem spätern „Epimenides“ eben nicht behaupten läßt. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, Goethe habe auch hier geschrieben, wie er meinte. Die Meinung, d. h. in diesem Falle das Urteil über Napoleon, war seit Jahren fest gebildet; wenn nun Goethe diesmal in gewählter Kunstform seinem Helden ein Denkmal setzt, so offenbart sich darin keine neue Auffassung und kein Gesinnungswechsel; das Wie? war längst entschieden; in diesem Augenblick, da Napoleon den Gipfel seiner Macht erreicht und den letzten großen Schritt zur Vollendung seines Werkes unternommen, interessiert uns bei Goethe vor allem das Wie sehr? Das Urteil eines deutschen Historikers beantwortet diese Frage mit bitterer Schärfe: „Wunderschöne Stanzen, in welchen die Vergottung des Erzfeindes deutscher Nationalität vollendet und verkündigt wurde.“ [1] — Und in der That, Goethe ist nach dieser Seite hin nur von Heine überboten worden.

„Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn in selt'nen, langersehnten Fällen
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nach verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein Jeder schauend, hoch entzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.“ [2]

Das schöne Gleichnis dieser ersten Strophe erhielt der Dichter in eben jenen Tagen als Geschenk vom Himmel, d. h. vom Firmament. Goethe sah überhaupt gerne nach den Sternen, jetzt aber mit besonderer Freude und Aufmerksamkeit. „Herrlicher Abend“, meldet die Tagebuchnotiz vom 3. Mai 1812 (IV, 278), „Annäherung der Venus zum Jupiter“. Und das Interesse an der seltenen Erscheinung bleibt wach durch den ganzen Monat Mai; an jedem schönen Abend betrachtet Goethe das glänzende Sternenpaar; noch am 4. Juni geht er „abends über den Sauerbrunnen nach der Pragerstraße“

[1] Joh. Scherr, Blücher und seine Zeit, III, 22.
[2] Goethes Werke II, 412 f.

und wartet dort „die Erscheinung der Venus und des Jupiter" ab. (IV, 291.) Am folgenden Tag erhielt er den „Antrag wegen der Gedichte zur Ankunft der Majestäten" und überlegte sich die Ausführung auf einem Spaziergang nach der Karlsbrücke. (IV, 291.) Jupiter und Venus, Napoleon und Maria Luise, die Anwendung war gegeben. An Nacht fehlte es auch nicht: die französische Revolution mit ihren Wirren und Schrecken war ja für Goethe stets Verirrung und Finsternis. Da erschien Jupiter-Napoleon, —

„Was Tausende verwirrten, löst der Eine", —

und nun herrscht neuerdings Behagen

„Von Millionen, die aus düst'rer Nacht
Aufschauen wieder zu gesunden Tagen."

In dieser (dritten) Strophe spiegelt sich Goethes unveränderte Auffassung der Revolution wieder; Lob und Dank daher dem Retter, dem Begründer von so viel Menschenglück! — Von ganz besonderem Interesse ist die vierte Strophe; sie gilt nicht bloß der Person Napoleons und seiner nachterhellenden, d. h. revolutionsbändigenden Thätigkeit, sondern auch der welterobernden Cäsarenpolitik und ihren vermeintlichen großen Zwecken.

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht;
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte." —

Ein unbedingtes Vertrauen in die Wohlthätigkeit der napoleonischen Riesenpläne ist hier ausgesprochen und damit zugleich die unbedingte Anerkennung der gesamten Eroberungspolitik des Kaisers. Goethe glaubt immer noch an Napoleon als an den vom Schicksal bestimmten großen Rätselauflöser; der russische Feldzug muß die Wohlfahrt Europas begründen; denn wenn erst dem Meer „das

Ufer abgewonnen", also die Engländer durch die Kontinentalsperre mürbe gemacht sind, dann ist das große Ziel erreicht: das Festland kommt zu seinem Recht und damit doch wohl auch zu seinem Glück![1] Und Goethe glaubt, wie an das Recht, so auch an die Dauer des neuen Weltreichs. Venus hat dem Jupiter einen Thronerben geschenkt;

„Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet";

nun geht die Welt einer schönen Zukunft entgegen. Freilich mochte dabei der Wunsch stärker sein als der Glaube; echter Goethe aber ist die Auffassung Napoleons als Schicksalsmannes und gewiß auch der schöne Schluß des Gedichts, die Hoffnung: Napoleon, „der alles wollen kann", möge nun endlich auch den Frieden wollen, zusammen mit seinem Sohn den Janustempel schließen.

Dieses Karlsbader Gedicht ist das Bedeutendste, das Goethe in seinen Werken zum litterarischen Napoleonmonument in Deutschland beitrug. Er schätzte es auch höher als so viele andere seiner Gelegenheitsgedichte, und der Beifall seiner Freunde mochte ihn über das Schelten der Gegner trösten. „Ich habe dies Gedicht oft genug schelten hören, ohne es zu kennen", schreibt Zelter am 10. November 1816, „und freue mich eben, daß ich's zum ersten Mal finde."[2] Aber warum Zelter es „ein rechtes Meisterstück deutscher Kraft"[2] nennen konnte, ist nicht leicht einzusehen.

Statt des Friedens kam der schrecklichste aller Kriege, der Rückzug aus Rußland und Weltbrand von 1813. Der Flammen-

---

[1] Vergl. das Urteil Jean Pauls: „Die Alten bilden die Flußgötter mit gehörnten Stierhäuptern ab. — Vollends aber die englischen Meergötter? Gestoßen haben sie uns in den neuesten Stiergefechten genug und haben die Freiheit der ganzen Erde auf eine enge Insel einpferchen wollen. Ihnen bleibe gern die Landfreiheit, aber uns komme endlich die breite Wasserfreiheit, und der bekannte Mann, der auf das feste Land seinen Ring geworfen, wie sonst der Doge seinen in die See, hat allerdings Recht, daß er die Völker nicht als die Schiffszieher der Briten will keuchen sehen." Friedenspredigt, 36 f.

[2] Briefwechsel Goethe-Zelter II, Nr. 271.

schein von Moskau schreckte Europa; — er belustigte Goethe! Sein Freund, der Gesandte Reinhard, schwebt in bangen Sorgen wegen des ungewissen Schicksals von Bruder und Schwester, die von dem furchtbaren Ereignis mit betroffen worden;[1] Goethe bleibt bei vortrefflicher Laune. „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts", schreibt er dem betrübten Freunde; „die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delhi ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer; Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre" . . .[2] — Das klingt so hart, wie gewisse Aussprüche Napoleons und so befremdend, daß man fast irre wird an Goethe. Freilich, Moskau war weit entfernt, daher die große Ruhe, und die Russen waren Barbaren, das hatten sie soeben deutlich bewiesen, und, nach Goethes Auffassung, schlimme Feinde der westeuropäischen Kultur, daher der Mangel an Teilnahme. Von der nahen, furchtbaren Schicksalswendung dämmert noch keine Ahnung empor.

Einen Monat später tauchte Napoleon auf seiner Schlittenfahrt plötzlich wie ein Geisterspuk in Sachsen auf. Die entsetzlichste Katastrophe lag hinter ihm, eine schlimme Zukunft vor ihm, und wenn auch das Gefühl eines ungeheuren Verschuldens ihn weniger als einen andern Menschen drückte, so lag doch eine Riesenlast von Arbeit und Sorge auf ihm; zu Kunstkritik und ästhetischen Betrachtungen war diesmal keine Zeit. Aber daß da in Weimar ein Mann hauste, hatte er nicht vergessen; er erkundigte sich nach ihm und sandte ihm seinen Gruß.[3] Ob als Mann dem Manne oder als politischer Rechenkünstler dem Minister eines Rheinbundstaates, bleibt ungewiß; doch lag in diesem Gruß unter diesen Umständen etwas wie seltsame Nordlichtpoesie, ein blitzartiger Schein; und die Wirkung ging nicht verloren.

---

[1] Briefwechsel Goethe-Reinhard, 137.

[2] Daselbst, 140.

[3] G.s Tagebücher IV, 353 und Briefwechsel mit Karl August, 292.

Goethes Verhalten im Jahre 1813 ist oft genug mit Wehmut bedauert, mit Bitterkeit getadelt worden. Der Dichterfürst, der einzige Große, der von ganz Deutschland anerkannt wurde, war seiner Nation kein Leitstern in höchster Not. Das Ausschlaggebende jedoch für Lob oder Tadel war weniger bedingt durch Goethes ablehnende Haltung selbst, als vielmehr durch den gewaltigen Kontrast zwischen seiner Kälte und dem aufjauchzenden, kampfheischenden Patriotismus der Freiheitssänger. Was war denn nun Goethes Verbrechen? Und wo waren (Kleist und Arndt ausgenommen) noch kurz zuvor all die begeisterten Patrioten geblieben? Daß die Welt auf einmal anders geworden, vermochte Goethe, der überhaupt an sprunghafte Vervollkommnung nie geglaubt, auch jetzt nicht einzusehen; unerschütterlich aber blieb sein Glaube an Napoleon.

Es kündigte sich in jenen Tagen mancher plötzlich als Patriot und feuriger Krieger an, der das Zeug zum Helden nicht hatte. Lärm und Geschäftigkeit waren in manchen Fällen größer, als Ernst und Ausdauer, und etwas Komik lief, wie immer, nebenher. Fichte, Schleiermacher, Iffland erschienen bis an die Zähne bewaffnet und schritten säbelrasselnd über das Pflaster; Kotzebue wollte eine Amazonenschar gründen u. s. f.[1] Mit solchen Streitkräften war aber der Napoleon nicht zu fällen, so wenig als mit geharnischten und ungeharnischten Sonetten; da mußten Feuerschlünde und Bajonnette und Hunderttausende von wirklichen Kriegern dran. Die waren aber einstweilen noch nicht auf dem Plan; ja, es erschien höchst ungewiß, ob und woher sie kommen sollten, — und so mochte denn Goethe wohl öfters denken, was er nachmals auch aussprach, und was man ihm so sehr verargte: „Ihr Guten, schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!“ Goethe blieb einfach, der er war; an ein nachhaltiges Lodern der Freiheitsbegeisterung vermochte er nicht zu glauben, so wenig als an russisch-preußische Siege. Und wie sehr hat Goethe darin geirrt? „Es ist überhaupt nicht Geschichte, sondern nur eine Legende, welche dem gekräftigteren Vaterlandsgefühl der Nachgebornen sich eingeschmeichelt

[1] F. Förster, Geschichte der Befreiungskriege I, 169 f.

hat, wenn gesagt und geglaubt wird, der Erhebungsgedanke von 1813 sei wie ein elektrischer und elektrisierender Schlag durch alle deutschen Gaue gefahren, habe wie ein zündender Blitz in die Herzen aller Deutschen geschlagen."[1] Wo wurde es denn zur Wahrheit: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los?" Einzig in Preußen. Schöner und opferwilliger war kaum je eine Volkserhebung, stärker und berechtigter kaum je ein Haß, freudiger kein Kampfesmut gewesen, als in dem preußischen Frühling von 1813. Ja, wenn dieser Geist Alldeutschland erfaßt, in Blücher'schem Sinn den Riesenkampf zu Ende gekämpft hätte! Vergebliche Hoffnung. Denn nur zu bald wurde der im Namen der Freiheit unternommene „Volkskrieg" zu einem weniger heiligen Kabinetskrieg, — so sehr, daß Gentz später laut verkündigen durfte: die Völker hätten so gut wie nichts gethan; alles sei „der wunderbaren Eintracht der verbündeten Höfe" zu verdanken.

Den Geist der Rheinbundpolitik und ohne Zweifel auch die Anschauung Goethes lernt man besonders gut kennen aus einem Brief des weimarischen Ministers v. Voigt an den Minister Frankenberg. „. . . Welche bedenkliche Auftritte sind die in Preußen! Man will das arme Preußen in ein Spanien verwandeln invito rege. Wie ist der gute König zu bedauern! Und wie wird das für ihn ablaufen, so unschuldig er auch daran ist! Wir kleinen Könige werden alle unsere Klugheit und Behutsamkeit nötig haben, uns ruhig, unparteiisch und dem Kaiser Napoleon treu zu verhalten, wenn wir nicht auch untergehen wollen. . . . Der Stein ist ganz des Teufels und macht ganz Preußen rebellisch."[2] Für Süddeutschland war Preußen ziemlich allgemein eben noch das Preußen von 1806. Es scheint, man habe hier nichts gewußt — oder nichts verstanden — von dem neuen Geist, dem sittlichen Ernst und der heroischen, aber keineswegs theatralischen, Anstrengung, womit eine Schar der wackersten Männer an der Regeneration des zertretenen Staates arbeiteten. Wie hätte sonst Theodor Körner noch vor kurzem (Ende 1811) so geringschätzig über die Preußen urteilen

[1] J. Scherr, Blücher und seine Zeit III, 35.
[2] Goethes Briefe an v. Voigt, 98.

können! „Kleists Ende“, schreibt er an seine Eltern, „hat mich nicht sehr gewundert; . . . in der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte, flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt.“ [1] So der sächsische Freiheitssänger über die Kampfgenossen des Nordens; auch Patrioten und Napoleonhasser hatten kein Zutrauen.

Daß auch Goethe, gleich Napoleon, die Preußen unterschätzte, ist sicher; mit Rücksicht aufs Ganze jedoch, d. h. auf die Natur und Folgen des Kriegs, behielt er mit vielen Zweifeln Recht. Und dann: Goethe glaubte mehr an bedeutende Personen als an Massen; wo aber erblickte er in Rußland — Preußen — Oesterreich einen großen Mann, der dem furchtbaren Korsen auch nur annähernd gewachsen schien? Aber gerade in dem festen Glauben an Napoleon bestand der Hauptirrtum Goethes.

Denn der gewaltige und hellsehende „Mann des Schicksals“ war nicht mehr; mit ihm als Feldherrn war es seit 1809 stark bergab gegangen. Sein sonst so sicherer Blick für die wirklichen Verhältnisse hatte sich getrübt, und die rastlose, furchtbare Energie der frühern Jahre fing an zu versiegen. Yorck v. Wartenburg hat es aufs überzeugendste dargethan: der junge, unermüdliche, sich selbst nie schonende, magere General Bonaparte würde auch diesmal noch Herr der Lage geblieben sein; der alternde, bequem und dick gewordene Kaiser, der jetzt nicht selten im Feld müde wurde, in entscheidenden Momenten (z. B. nach der Schlacht bei Dresden) erlahmte und schwankte, wurde besiegt.[2]

Das konnte aber Goethe nicht wissen, und als mit dem Erscheinen des Imperators auf dem deutschen Kriegsschauplatz sofort die Wendung eintrat, Preußen und Russen durch die Schlacht bei Lützen von der Elbe ostwärts getrieben wurden und ganz Süddeutschland damit napoleonisch verblieb, da begrub auch von den Patrioten mancher seine Siegeshoffnung und behielt nur noch den ingrimmigen Haß. Aber eben diesen Haß teilte nun Goethe am allerwenigsten. „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? und wie hätte ich hassen

[1] Kürschner, Deutsche Nat.-Litt., Band 149, Kleists Werke.

[2] Vergl. Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 247.

können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war."[1] Das Alter hätte nun freilich seinen Sohn August nicht gehindert, auszuziehen. Knebel und Zelter waren auch alte und unwandelbare Napoleonverehrer, und ihre Söhne zogen in den Krieg; August Goethe mußte zu Hause bleiben, was selbst Frau v. Stein tadelnswert findet.[2] Der Dichter erklärt übrigens selbst sehr bestimmt, daß es außer dem Alter noch andere Gründe gab, die den Franzosenhaß bei ihm nicht aufkommen ließen. „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. — Was ich nicht erlebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!"[3] Da liegt der Schwerpunkt von Goethes Weltbetrachtung und „Patriotismus." Als Gäste in Deutschland waren die Franzosen ja freilich oft lästig; als Kulturvolk blieben sie hoch in Goethes Achtung stehen. Der Dichter wünschte ihnen und ihrem Kaiser auch jetzt noch eine machtvolle Stellung. Denn wer mußte bei ihrem Untergang (und dieser wurde laut und stürmisch gefordert) triumphieren? Die Russen! Goethe hatte eine stark ausgesprochene Russenfurcht, die ja keineswegs unbegründet war; wiederholt äußerte er seine Besorgnisse, und diese schwanden auch in der Folge nicht; denn noch zehn Jahre nach den Befreiungskriegen meinte Goethe, „die nördlichen protestantischen Staaten müßten zum Heile der Welt eng ver-

[1] Eckermann III, 221 f.

[2] Goethes Briefe an Frau v. Stein, 467.

[3] Eckermann III, 223.

bunden bleiben gegen die nordöstlichen Barbaren."[1] Wäre der große Krieg eine rein deutsche Erhebung gewesen, dann würde ohne Zweifel auch Goethe, der „marmorkalte", in den Tagen nach der Leipzigerschlacht anders, d. h. patriotisch-wärmer empfunden haben; über den Besuch und die Thaten der Baschkiren, Kosaken, Kroaten, Slawonen 2c. jedoch vermochte er sich auch jetzt noch nicht zu freuen. In der That — solche Befreier! Da standen denn doch dem Kulturpriester Goethe die französischen „Erzfeinde" mitsamt dem Napoleon unendlich viel näher! Diese Stimmung kommt — neben allerlei kräftigen mündlichen Aussprüchen — deutlich zum Ausdruck in dem Gedicht an Oberstlieutenant Bock, am 22. Okt. 1813:

„Von allen Dingen, die gescheh'n,
Wenn ich es recht gestehen sollte,
Ist es, Kosaken hier zu seh'n,
Nicht eben, was ich wünschen wollte."[2]

Die Barbaren des Ostens als Erben der napoleonischen Weltherrschaft, — das hielt Goethe für ein schweres Unglück, für einen furchtbaren Schlag gegen die Kultur, und aus diesem rechtschaffenen, nichts weniger als kurzsichtigen Grunde wünschte er das Fortbestehen des mächtigen französischen Kaiserreichs.

Wenn demnach Goethe sich nicht als Freiheitssänger versuchte, so hatte er für seine ablehnende Haltung bessere Gründe, als Gleichgültigkeit und „Verblendung." Aber bei der bloßen Zurückhaltung ist's nicht geblieben; Goethe hat vielmehr den litterarischen Sturm gegen den „Erzfeind" aufs entschiedenste mißbilligt, noch lange nach dem Friedensschluß, ja, bis zu seinem Tod. Als schlechter Patriot? Nein, sondern als humaner Mensch und als großer Dichter, der

---

[1] Biedermann, G.s Gespr. X, 123.

[2] Goethes Werke III, 332. Vergl. hiezu das Epigramm von Platen, „Sogenannte Freiheitskriege":

„Freiheitskriege fürwahr! Stand einst Miltiades etwa
Mit Baschkiren im Bund, als er die Perser bezwang?"

Platen, Gesamnelte Werke II, 272. Vergl. ferner Platen, „Das Reich der Geister", I, 269 f., und „Kassandra", II, 201 f.

die Interessen der wahren Kunst mit seiner ganzen Kraft wahren wollte, — und zwar unter allen Umständen. Von diesem Standpunkt aus verurteilte und verabscheute er die politische Poesie.[1] „Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!" muß man als des Dichters eigenste Meinung gelten lassen, und bis ins höchste Alter hinein verteidigte er sie mit Nachdruck, tadelte z. B. auch die politische Richtung Uhlands — „mit seinem Gesang wird es aus sein" rc.[2] Denn „sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen."[2] Das wurde, in einzelnen Fällen, so recht offenbar in den Jahren des großen Krieges. Goethe geht zwar nicht so weit, den Wert und die Bedeutung des Freiheitsfanges völlig zu verneinen; er will „nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben";[3] aber dieses Zugeständnis ist weit entfernt von freudiger Anerkennung oder gar Begeisterung. Denn die Wirkungen auch der besten und populärsten jener Lieder waren nach seiner Auffassung der wahren Kunst zuwider und thaten ihm persönlich weh. „Deine Motette", schreibt er im Juni 1818 an Zelter, „hat mich erfreut und betrübt: erfreut insofern ich sie mit den Augen aufnehmen und einigermaßen genießen konnte, betrübt, weil ich die Hoffnung aufgeben muß, sie zu hören. Denn ich habe nicht einmal Knebel den Spaß machen können, das Geburtstagslied vortragen zu lassen. Es sind unter den jungen Leuten hier recht hübsche Stimmen, und chorweise machen sie ihre Sache auch gut; was aber nicht nach Lützows wilder Jagd klingt, dafür hat kein Mensch keinen Sinn."[4] So viel über Goethes

[1] Beranger gegenüber machte Goethe eine Ausnahme, — billigte es aber durchaus, daß die französische Regierung ihn einsteckte. Vergl. Eckermann III, 218 f.; II, 63.

[2] Eckermann II, 245 f.

[3] Eckermann III, 220.

[4] Briefwechsel mit Zelter II, 464.

Haltung den vorzüglichsten der Freiheitssänger gegenüber. Allein die Zeit der Befreiungskriege und der heiligen Allianz trieb auf dem Gebiet der politischen Dichtung noch ganz andere, seltsame, zum Teil recht widerwärtige Blüten, die einen Goethe mit Abscheu und Ekel erfüllten. Es muß hiebei nachdrücklich betont werden, daß eine große Zahl von Dichtern (nicht die besten!) ihren „unbändigen" Haß und ihre Wut vorsichtig bezähmt und gespart hatten bis nach der Leipzigerschlacht und erst jetzt losbrachen, um den Feind mit Tinte zu ersäufen, nachdem die Blutarbeit im Felde den deutschen Boden gesäubert. Der Sturm ging keineswegs etwa bloß gegen die Person des Tyrannen Napoleon, sondern gegen das gesamte Frankreich der Revolution: denn was diese wutschäumende Lyrik verlangte, war nichts geringeres als die Ausrottung der „Mordbrut" von „Sansculotten", vor allem die Zerstörung von Paris; das Manifest des Herzogs von Braunschweig lebte wieder auf in der Poesie. Schon Kleist hatte in seiner „Hermannsschlacht" hiezu das Beispiel gegeben. Der siegreiche Cheruskerfürst hält mit der Vernichtung der feindlichen Legionen im Teutoburgerwald die Aufgabe der Deutschen keineswegs für beendet; jetzt handelt es sich darum, nach Rom, d. h. natürlich nach Paris, aufzubrechen, —

„Wir oder uns're Enkel, meine Brüder!
Denn eh' doch, seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört,
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!"[1]

und Arndt that es seinem unglücklichen Vorgänger gleich:

„Dann brause teutsche Siegesfluth,
Paris, an deine Mauern;
Dann lerne, frecher Uebermuth,
Mit Schlangenkünsten lauern!
In Flammen laßt das Satansnest
Der ganzen freien Welt zum Fest,

[1] H. v. Kleist, Hermannsschlacht, Akt V (Schluß).

Zerfallen laßt's in Trümmer!
Sein Tag erstehe nimmer!"[1]

Andere Dichter, deren Haß weniger echt und konsequent und jedenfalls jüngeren Datums ist, wiederholen die Forderung; selbst nach Beendigung des Krieges erscheint noch der fromme Wunsch:

„Ich wollte, mit brennendem Kerne
Die schöne Stadt Paris
Hing' hier als eine Laterne
An einem Kosackenspieß
Und leuchtete mir zum Feste;
Verschmerzen wollt' ich's schon:
Das wollt' ich nennen die beste
Illumination."[2]

Dazu kamen ungezählte Lieder des Spottes über den jämmerlichen Aufzug der aus Rußland zurückkehrenden Trümmer der großen Armee, ein Spott, der in grausamster Weise sich weidete an dem namenlosen Unglück; dazu eine grenzenlose Verherrlichung kosakischer Heldenthaten und, während des Krieges, ein Lechzen nach Blut, wie es sich so brutal noch niemals in der Poesie hervorgewagt; ferner, sobald das Schlachtenglück sich endgültig gewendet, Spottlieder ohne Zahl auf die Feigheit (!) der französischen Armee, wie sie stets so jämmerlich Reißaus genommen und eigentlich nirgends tapfer Stand gehalten, und während mit vollem Recht die lügenhaften Siegesbülletins der Franzosen zerzaust wurden, ahmten etliche der patriotischen Sänger die gehaßten Feinde im Prahlen nach, ja überboten sie wohl noch, indem sie schwere Niederlagen der Alliierten, wie die bei Lützen[3] und Hanau, zu glänzenden Siegen umdichteten und von der ganzen militärischen gloire des Gegners keinen Fetzen mehr

[1] Volkswitz der Deutschen über Bonaparte XI, 33.

[2] Daselbst V, 164 (von Rückert).

[3] Sogar der Freiherr v. Stein drückt in einem Briefe an die Prinzessin Wilhelm seine Freude aus „über den errungenen Sieg". Pertz, Steins Leben, III, 351. — F. C. Schlosser aber findet: „Daß die Verbündeten sich des Sieges rühmten, war lächerlich wie ein Bülletin." VII, 963.

übrig ließen. Etliche Proben aus der Flut jener Litteratur mögen zur Bestätigung Platz finden.

Die Trümmer der großen Armee:

— — — — — — — — — — —

„Hier sahe man chasseurs à cheval
In Weiberröcken prangen,
Dort einen Herzog, Feldmarschall
Mit einer Katz umhangen;
Dort wankt ein kranker Obrist hin
Und zeiget zum Skandal im Flieh'n
Den bloßen blanken Hintern." [1]

(Von Pfarrer J. Chr. Keil.)

Feindeshaß und Blutdurst:

„Es tobt und brüllt in mir ein Leu
Nach Blut, nach Feindesblut,
Und eh' wird mir nicht wohl und frei,
Als bis er durchbricht, dieser Leu,
Und schwelgt in heißem Blut." u. s. w.[2]

oder: „Nieder, nieder mit den Hunden!
Wüthend in die Schlacht hinein!
Kein Erbarmen sei erfunden,
Nieder, nieder mit den Hunden!
Tiger sind wir, wollen's sein![3]

Held Wrede und sein „Sieg" bei Hanau:

„Nun floh er (Napoleon) schnell dem Rheine zu,
(Er zittert vor dem Sterben),
Doch Wrede ließ ihm keine Ruh',
Ihn vollends zu verderben.
Er klopft' ihm — o das war ein Graus![4]
Den Pelz noch einmal tüchtig aus
Zum guten Angedenken." [5]

---

[1] Volkswitz der Deutschen VIII, 178.

[2] Daselbst X, 90.

[3] Daselbst X, 95.

[4] Ein „Graus" war's allerdings; Wrede empfing von der „Tatze des Löwen" einen solchen Schlag, „daß ihm vier ganze Tage lang Hören und Sehen verging." — Förster, Geschichte der Befreiungskriege, II, 480.

[5] Volkswitz der Deutschen III, 188.

Am schrecklichsten freilich tobte der Sturm gegen die Persönlichkeit Napoleons. Wie gegen Don Juan am Ende seiner sündhaften Laufbahn alle Schrecken der Hölle losgelassen werden, so hier gegen Napoleon; das Wüten spottet jeglicher Beschreibung. Der Hauptcharakterzug dieser poetischen Verurteilung oder Abschlachtung ist schon eingangs hervorgehoben worden. Eine Anzahl der Sänger-Patrioten begnügte sich damit, gegen den furchtbaren Tyrannen die stärksten Töne eines gerechten Hasses anzuschlagen und seine Vernichtung zu fordern. Andere jedoch gingen weiter; sie wetteiferten förmlich, den weiland so entsetzlich gefürchteten, nun bezwungenen Feind klein und verächtlich zu machen, herabzuzerren in den ärgsten Kot. Und in diesem Bestreben tritt ein Zug besonders stark hervor, welcher auch den nachmaligen Charakter der „Freiheitskriege" wiederspiegelt: der Haß, Spott und Hohn gegen den Emporkömmling, den „Schneidergesellen Nicolas". Es war ja ein Hauptkummer vieler Sänger, daß der ci-devant Sansculotte als stolzer Imperator so despektierlich mit ihren altehrwürdigen, allerhöchstwohlgebornen Fürsten umsprang; jetzt beuteten sie mit besonderer Vorliebe die geringe Herkunft des Korsen aus, um ihrer Rache und — Fürstentreue Genüge zu thun. Oefters will die Wut schier überschnappen, und wo Gedanken fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Bild sich ein. Auch hievon ein paar wenige Proben.

Dem Korsen. Schand- und Schimpfode. (1815.)

„Abschaum der Menschheit, der mit Schwert und Feuer
Die Welt durchzog, verbreitend Ach! und Weh!
Brandmark der Zeiten, Wüt'rich, Ungeheuer,
Wie keines war, kein's ist, kein's seyn wird je!

Blutsauger, Völkergeißel, Weltzertreter,
Pest, Räuberhauptmann, Henker und Bandit,
Du Mensch gewords'ner Satan, Missethäter,
Wie selbst der Abgrund keinen sah und sieht!

Du, gegen den, seit über Land und Meere
Krieg Leichen türmt, Blut der Erschlag'nen rinnt,
Die Tamerlane, Attila, Tibere,
Caligula und Nero — Engel sind!

Die Höll' ist selbst nicht schwarz genug an Farben,
Zu schildern Dich. Verbrecher, die vor Dir
Durch Henkerbeil und auf dem Rade starben,
Sind Ehrenmänner gegenüber Dir." u. s. w.[1]

Friedensfeier 1814:

— — — — — — — — — — — — —

„Die Hölle spie ein Ungeheuer
Aus ihrem Schlund hervor;
Ein gährender Vulkan stieg auf es vor uns, Feuer
Und Schwefeldampf sprüht' es empor." u. s. w.[2]

„Stammbaum der Näppel Bonenbart'schen Familie." (1814.)

— — — — — — — — — — — —

„Ja, dieses Stammbaums erste Nacht
Hat dorther sich entwunden:
Denn nach Italiens schöner Flur,
Nach Korsikas Gefilden,
Fand Kain einst gewiß die Spur,
Das kann man sich einbilden!"

— — — — — — — — — — — —

„Ein Fleischer, der sonst Bona hieß,
Ajaccio nennt sich's Städtchen
In Korsika, wo man auch pries
Die Treue aller Mädchen,
Der lieh dem König Theodor
Einst Geld, und dieser brachte
Den Meister Bona so empor,
Daß er kein Kalb mehr schlacht'te.
Er ward zum Edelmann ernannt,
Veränderte den Namen;
Und daher stammt nun wie bekannt —
Der Bonenbart'sche Samen." u. s. w.[3]

Friede für Deutschland! Friede für ganz Europa! (1814.)

„Der siebenköpfige Drache, welchen der apocalyptische Adler in seiner Offenbarung unter dem sechsten Strafengel gesehen, dessen Regierung 1814 aufhören soll, ist gefallen; seine Regierung hat ein Ende. Also Heil der ganzen Welt."[4]

---

[1] Volkswitz der Deutschen II, 40.

[2] Daselbst II, 73. — [3] V, 180. — [4] XI, 179.

Gelegentlich scheint doch über den einen und andern Dichter das Gefühl gekommen zu sein, es wäre nicht sonderlich edel, auch dem toten Löwen Fußtritte zu versetzen; doch dem war leicht abzuhelfen: das Raubtier wurde einfach umgetauft.

„Den toten Löwen noch zu treten,
Dafür ist wohl bei mir gebeten;
Jedoch von einem Tigertier
Hat Lukas nichts geschrieben mir.“ [1]

Doch erscheint just in den Gesängen des tötlichsten Hasses hie und da eine Wendung, welche auf einmal wieder den Helden und Herrscher erkennen läßt, den man einst mit so freudigen Hoffnungen begrüßt, hernach mit Grauen bewundert, und noch in einem Gedicht von 1815 findet sich, nach der letzten Entscheidung, das Geständnis von dem Zauberbann, den Napoleon so lange über die Geister geübt:

„Den Höllengeistern heimgefallen
War lange schon sein schuldig Haupt —
Und Wen'ge nur sind von uns Allen,
Die früher nicht an ihn geglaubt.

Und noch will Mancher nicht genesen
Vom argen Sinn, vom kranken Wahn;
Der fremden Art, dem fremden Wesen
Bleibt das Gemüth noch unterthan.“ [2]

Rechnet man zu diesen und unzählig vielen ähnlichen Poesien eine Legion von Komödien, Possen, Steckbriefen, Anagrammen, Apocalypsen, Deutungen von Prophetengesichten ꝛc. hinzu — und auf der andern Seite nicht ganz ebensoviel Weihrauch für die edlen Häupter der hl. Allianz, die Bruderliebe, mit welcher „Kosak und Hungar jetzt am Preußen hingen“ ꝛc., so erhält man einen schwachen Begriff von dem Charakter jenes litterarischen Kampfes gegen Napoleon, und einen Musenalmanach, der wohl allgemein weniger sympathisch wirkt als die unsterblichen Lieder der großen Freiheitssänger.

[1] Volkswitz der Deutschen I, 125.

[2] Daselbst VII, 161 (Verf.: Görres).

Was Wunder, wenn's dem alten Goethe dabei schwül zu Mute wurde! Wenn Cäsar fiel, — was sollte dann werden? Das Chaos und die Barbarenherrschaft!

Also Mißtrauen gegen die Kräfte der Napoleonfeinde, Mißtrauen sogar gegen die Echtheit der Begeisterung und des Hasses,[1] und vor allem Mißtrauen gegen die Ziele und Konsequenzen des Völkerkrieges: daraus erklärt sich Goethes „Politik" in den Jahren 1813—1814. Der Dichter setzte sein Vertrauen auf den immer noch furchtbaren Imperator; wie man mit dem dran war, wußte man; was die Koalition bringen würde, schien mehr als zweifelhaft. — Der interessanten Kernsprüche und Ausfälle aus dieser Zeit sind viele; als der Sturm vorüber war, summierte Goethe seine Denkweise und sein Verhalten mit den Worten: . . . „Ich habe gleich, als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluch euch u. s. w. Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren."[2]

Gleich vielen andern, selbst erfahrenen Diplomaten hatte Goethe an einen solchen Charakter und Ausgang des Krieges nicht glauben wollen; vielmehr war er nach dem Abschluß des — für Napoleon so unheilvollen — Waffenstillstandes von Poischwitz der festen Ueberzeugung, der Weltfriede sei nahe herbeigekommen. Er war hiefür sogar eine „freche" Wette eingegangen, zu deren Verlust er sich dann später in launiger Weise bekannte (16. Februar 1814 — Gedicht an Regierungsrat Peucer).[3] — Ob Goethe dabei der Festigkeit der Koalition mißtraute oder etwelche Nachgiebigkeit und Friedensliebe von Napoleon erwartete, ist nicht bestimmt festzustellen; doch erscheint bei seinem Glauben an den starken Despoten das letztere kaum

[1] Zelter, der doch die Stimmung in Preußen kennen mußte, erklärte 1821 in einem Brief an Goethe, der Nationalhaß „sei angeflogen und aufgelogen" gewesen! Briefwechsel III, 151.

[2] Biedermann, G.s Gespr. III, 240.

[3] Goethes Werke III, 332 f.

wahrscheinlich. Darin, d. h. in unbeugsamem Stolz und Titanentrotz, war allerdings Napoleon sich völlig gleichgeblieben; um so schlimmer für ihn, da eben seine persönliche Leistungsfähigkeit nicht mehr die alte war.

Oesterreichs drohende Haltung machte die Lage des bisher noch Unbesiegten bedenklicher von Tag zu Tag, — Feinde ringsum! Auf der Post in Peterswalde klingt die schadenfrohe Frage an Goethes Ohr: „Was sagen Sie nun zu Napoleons Lage?“ Doch Goethe wankt nicht einen Augenblick, sondern antwortet ruhig: „Er ist wie ein gehetzter Hirsch; das macht ihm aber Spaß“,[1] und es versteht sich von selbst, daß des Dichters Sympathien dem gehetzten Edelwild und nicht der verfolgenden Meute gelten. Dieses Vertrauen widerstand selbst dem furchtbaren Schlag von Leipzig; Goethe glaubt auch jetzt noch hartnäckig an seinen Kaiser, spricht von ihm auch jetzt noch als von dem „Gewaltigen“, meint, dieser sei noch keineswegs endgültig niedergerungen, sondern werde sich bei Erfurt nochmals stemmen, vielleicht noch einmal alle seine Feinde besiegen![2] Und als er doch endlich den Sieg der Alliierten anerkennen mußte, geschah es mit Unmut und Widerstreben, — ... „er verhielt sich auffallend kühl und kritisierend dagegen und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon auf eine sehr beredte Weise.“[3] Bange Sorgen erfüllten den Dichter in den Tagen nach der Völkerschlacht. Napoleon besiegt — „nun? und was soll nun werden? ... Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will?“ In der That: auf die Frage „was soll nun werden?“ vermochte in jenen Tagen kein Mensch eine befriedigende Antwort zu geben, und Goethe war mit seinem Kulturreich recht übel dran, ungleich schlimmer als anno 1806 nach der Schlacht bei Jena.[4]

[1] Biedermann, G.s Gespr. X, 70.

[2] Biedermann, G.s Gespr. III, 94. 105 f.

[3] Daselbst VIII, 334.

[4] Welches die „großen Pläne“ des Dichters gewesen, die in dem — zweifellos höchst interessanten — Gespräch mit Kieser (12. Dezember 1813) zur Erörterung kamen, ist nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen. Das aber ist gewiß: Goethe hatte es keineswegs abgesehen auf „große poetische Entwürfe

Sicher war vorläufig nur eins: ein ungeheurer Zusammenbruch; ob der Neubau zu stande komme und wie, das waren andere Fragen. Wie dem greisen Dichterfürsten dabei zu Mute war, was er fürchtete und hoffte, darüber geben zwei Briefe aus dem Herbst 1813 Aufschluß. Am 30. Oktober schreibt Goethe an die Gräfin O'Donell: ... „So lebten wir bedrängt und getröstet, aufgeregt und beruhigt unsere Tage, bis endlich die Gegenwart und besondere Gunst des Herrn Grafen Metternich mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es ist freylich geist- und herzerhebend, an den Ansichten solcher Männer Teil zu nehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von dessen kleinstem Teil wir andern uns gedrückt, ja erdrückt fühlen."[1] — Deutlicher noch in Bezug auf den empfangenen Trost ist der andere Brief (an K. C. v. Leonhard, 18. November 1813). Da heißt es: „Wenn in der gegenwärtigen Zeit eine den allgemeinen Wünschen so sehr gemäße Umwälzung uns bedrängt und teilweise vernichtet, so daß der Verstand sich vergebens anstrengt, um auszusinnen, wie hieraus eine neue Gestaltung der Dinge sich ergeben möchte, so kann nichts tröstender sein als die Gegenwart solcher Personen, die auf den obersten Stufen des irdischen Daseins der höchsten Bildung teilhaftig geworden, deren Eigenschaften uns die tröstliche Versicherung einflößen, daß Vernunft und Menschlichkeit die Oberhand behalten und ein klarer Sinn das vorübergehende Chaos bald wieder regeln werde."[2] Also Graf Metternich war der Tröster Goethes: diese eine Thatsache ist bezeichnend für den Standpunkt des Dichters und für seine Ratlosigkeit im Momente, da die Welt aufhörte, sich um Napoleon zu drehen. Metternichs „deutsche Gesinnung" ist aus der Geschichte

---

zur Begeisterung und Ermutigung seiner Nation" (Winter, „Goethes deutsche Gesinnung", 78); vielmehr dürfte Düntzers Annahme (Goethe habe persönlich Napoleon bestimmen wollen, sich auf Frankreich zu beschränken, also Frieden zu machen) der Wahrheit näher kommen. Vergl. Düntzer, Goethes Leben, 582.

[1] R. M. Werner, Goethe und Gräfin O'Donell, 133.

[2] „G.s Briefe, worunter viele bisher ungedruckte", III, 1. Abteilung, 826 f.

hinlänglich bekannt; ebenso seine Politik Napoleon gegenüber; das österreichische Kabinet wünschte ja nichts weniger als den Untergang des Imperators und die Kräftigung des deutschen Nationalgedankens. Die Metternich'sche Trostspende kann nichts anderes bedeuten als Aussicht auf baldigen Frieden mit Napoleon, Fortbestehen des französischen Kaiserreichs, etwa mit der Rheingrenze, und Stärkung des österreichischen Einflusses in Deutschland; die Volksgärung sollte durch den Verstand und die Kunst der Diplomaten unschädlich gemacht werden. Also ungefähr das Gegenteil von dem, was ein Patriot vom Schlage Blüchers so energisch forderte. Doch tritt bei Goethe noch ein Hauptmotiv hinzu, das allerdings den „Diplomatikern" minder nahe lag, nämlich das Gefühl der Humanität. Feuer und Schwert hatten lange genug gewütet, und in vielen der eben jetzt losgelassenen „Freiheitsgesänge" wehte ein wahrhaft kannibalischer Geist; drum sei gepriesen, wer die Stimme erhebt zu einem kräftigen „bis hieher und nicht weiter!" Der Eroberer Napoleon war besiegt; ihn im eigenen Lande anzugreifen hielten mit Goethe gar viele auch der patriotisch gesinnten Staatsmänner und Militärs für eine Vermessenheit, ja Thorheit. „Allein der alte Blücher sprach: Generalkarte her! Nach Frankreich gehen, ist nicht so schwer!" Napoleon machte der österreichischen Diplomatie das Leben sauer und hörte auf keinen Rat, und die Alliierten zogen über den Rhein.

Es folgte der Feldzug von 1814, der Einzug der Verbündeten in Paris und Napoleons Verbannung nach Elba, der Schlußakt des blutigen Trauerspiels, wie man allgemein wähnte. Goethe war nicht mitgezogen; er pflückte mittlerweile Blumen im fernen Orient. Doch so kriegsfern auch die Divan-Lieder zu klingen scheinen, der Sänger konnte sich dem Bann der großen Ereignisse nicht entziehen, vielleicht wollte er es auch gar nicht, und so schweift er denn nicht selten von Hafis und Suleika weg zurück zu den Interessen des Occidents. Das „Buch des Unmuts" ist sehr viel mehr westlich als östlich; es enthält Goethes Urteil über verschiedene, auch politische, Zeitbestrebungen und bietet in Versen jene Gedanken wieder, die gleichzeitig im Gespräch, in kräftigster Prosa, Ausdruck

fanden. „Buch des Unmuts“, — mit diesem Titel ist auch die Tendenz schon gegeben, und die Verse:

„Und wer franzet oder britet,
Italienert oder teutschet:
Einer will nur, wie der and're,
Was die Eigenliebe heischet,“ [1]

klingen keineswegs wie freudige Anerkennung des eben Geschehenen. Da gewährt die Erinnerung an die Zeit vor dem letzten Krieg, an die Tage des Erfurter-Kongresses, dem Dichter mehr Vergnügen:

— — — — — — — — — — — —
Mir gefällt zu conversieren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.“ [2]

Goethe weiß dabei sehr wohl, daß seine Ansichten von der Menge verpönt werden; man ließ es ihn ja deutlich genug fühlen; aber die Isolierung macht ihm nicht bange, —

„Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten:

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weisen;
Diese bleiben ungestöret;
Jene möchten sich zerreißen.“ [3]

Mitten in den Kreis der Divangestalten tritt der schreckliche Timur, trotz der Maske von vielen als — Napoleon erkannt und bis auf den heutigen Tag als Napoleon gedeutet. [4]

---

[1] Goethes Werke IV, 91.

[2] Daselbst IV, 82. Vergl. J. Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur, IV, 465.

[3] Goethes Werke IV, 82.

[4] Vergl. K. Goedeke: Goethes Leben und Schriften 522 und W. Scherer: Gesch. d. d. Litt. 656. Dagegen schien Goethes Freund, der französische Gesandte Reinhard, nicht an irgend welche Beziehung auf die jüngsten Zeitereignisse zu glauben; er schreibt dem Dichter: ...„Sagen Sie mir doch, ist

Wäre der Timur des gleichnamigen Divanbuches rein Goethe'sche Erfindung, so müßte man fast den Eindruck gewinnen, der Dichter hätte sich (als Winter-Saturnus) dem harten Menschenverderber gegenüber aufgerafft zu Zorn und kräftiger Entrüstung. („Tyrann des Unrechts! ... Bist du der verdammten Geister einer!") Die Aehnlichkeit der Situation (Rückzug aus Rußland) drängt freilich zur Parallele Timur-Napoleon. Da aber das Hauptstück, „der Winter und Timur", nichts anderes ist als die „wörtliche Wiedergabe" eines arabischen oder lateinischen Originals (vergl. Anmerkung zum Buch de Timur, IV, 118), so rückt die Beziehung auf Napoleon in die Ferne. Aus der Mitteilung Boisserées (Biedermann, Gs. Gespräche III, 189) scheint sich allerdings zu ergeben, daß die Fortsetzung sich auch mit der Geschichte Napoleons würde beschäftigt haben, obgleich die betreffende Aeußerung nicht Goethes direkten Ausspruch enthält. Doch darf der Hinweis auf das, was eventuell hätte entstehen können, wohl kaum als sichere Basis zur Beurteilung des wirklich Vorhandenen dienen, und die Beziehung auf Napoleon wird keineswegs leichter, wenn man berücksichtigt, wie Goethe selbst sich die weitere Entwicklung des kaum gegründeten Buches dachte. Denn auch in den „Noten und Abhandlungen" zum Divan handelt es sich eben um den östlichen, den asiatischen Timur; was hat denn die beabsichtigte „Erheiterung der Tragödie" durch das Auftreten des Spaßmachers Nußredin Chodscha mit Napoleon zu schaffen? Eine strenge Verurteilung des zeitgenössischen Welteroberers widerspricht des Dichters ganzer Auffassung und gleichzeitigem unmaskierten Urteil durchaus, und zudem gelangt gerade im Divan Goethes ureigenste Idee von berechtigter, prädestinierter Schicksalsgröße so kräftig zum Ausdruck, daß man nicht einen Augenblick glauben darf, er hätte das ganze Walten des großen Tyrannen mit Entrüstung verurteilt.

Timur und der Winter, wie ich glaube, einem arabischen Original nachgebildet, oder ist es ganz Ihre Erfindung?" Briefwechsel 174. Reinhard meint wohl: so dachte Goethe nicht, jedenfalls nicht über Napoleon. Die Antwort Goethes ist ausgeblieben.

Die Entrüstung richtet sich vielmehr an eine ganz andere Adresse. Am Schlusse des „Rendsch Nameh“ spricht Timur:

„Was? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm
Des Uebermuts, verlog'ne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen,“

und es liegt in dieser energischen Abwehr ebensoviel Goethe als Napoleon. Unmittelbar neben Timur-Napoleon steht hier ein höchst bezeichnender Prophetenspruch auf Mahomet (— und da der Franzosenkaiser nach des Dichters Aussage „selbst ein anderer Mahomet war“, wohl auch auf den letztern zu beziehen —); wer sich an ihm und seinem Glücke ärgert, für den weiß Goethe Rat:

„An den stärksten Balken seiner Hallen,
Da befestig' er den derben Strick,
Knüpfe sich daran! Das hält und trägt;
Er wird fühlen, daß sein Zorn sich legt.“

Aber des „Epimenides Erwachen?“ Hat der große Dichter darin nicht die Befreiung Deutschlands gefeiert? Allerdings, auf seine besondere Art. Es wurde ihm bekanntlich nicht leicht, sich patriotisch zu geberden im Sinne der Zeit, und das bestellte Stück fiel auch danach aus. Niemand verstand es.[1] Daß es dennoch in Berlin mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, erklärt sich einzig aus der Siegesfreude und Hoffnung des Augenblicks: er, der Große, hatte also doch nachträglich die Erhebung der Deutschen poetisch sanktioniert. Aber die Verse im Munde der symbolischen Gestalten hätten während des Krieges kaum einen Streiter mit Kampflust und Todesmut erfüllt; der zum Herzen sprechende Volkston war, wohl absichtlich, vermieden; es war ein kühler, vornehmer Patriotismus; die bekannten Kulturinteressen stehen auch hier im Vordergrund; um anders zu schreiben, hätte Goethe eben heucheln müssen. Rückert hat denn auch gleich das bezeichnende Urteil gefällt in dem scharfen Distichon:

„Vornehm war ich schon längst und bequem; nun hab' ich bequemt mich,
Auf vornehme Art auch patriotisch zu sein.“ —

[1] Vergl. Briefwechsel Goethe-Zelter, II, 238.

Bekanntlich soll der Dichter selbst in dem sonderbaren kretischen Schläfer stecken; doch hat diese Deutung nicht allgemeine Zustimmung gefunden. Es ist auch keineswegs leicht einzusehen, daß Goethe lange Zeit geschlafen habe, d. h. blind gewesen sei, um dann eines Tages bei Trommelwirbel plötzlich zur Klarheit zu erwachen, und wenn er den „Epimenides" nicht gedichtet hätte, so würde die Entdeckung der berühmten Blindheit wohl ziemlich schwierig geworden sein. Denn das steht fest: Goethe hielt sich selbst nicht für blind und schlafend, sondern glaubte im Gegenteil ordentlich klar zu sehen. Wer war denn der Schläfer? Das sehr bedeutende Gespräch mit Luden (Nov. 1813) bezeichnet ihn. ... „Ist denn wirklich das Volk erwacht? ... Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen."[1] Sich selbst zählte also Goethe mit zu den Tausenden der Erwachten und Sehenden; aber die Millionen schliefen — und sanken nach der gewaltsamen „Aufstöberung" von 1813 bald wieder in den alten Schlaf zurück.[2] — Als der „Epimenides" auf der Bühne erschien, schrieb Goethe an Knebel: „Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht, gerade zur rechten Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit."[3]

Will man dennoch an Goethe als Epimenides festhalten, so darf man ihn nicht lange wach bleiben lassen; denn schon im Herbst desselben Jahres (1815) erklärte er, wie er durch den „Fluch des

---

[1] Biedermann, G.s Gespr. III, 106.

[2] Ueber Charakter und Motive der „Volkserhebung" vergl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 102 f.

[3] Dieser Brief wurde zuerst von O. Lorenz gegen die herrschende Epimenides-auffassung ins Feld geführt. Vergl. Goethe-Jahrbuch XVII, 225 f. Vergl. auch O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre, 19 f.

Bischofs Arnulphus über alles deutsche politische Gerede" sich „die Qual vom Halse gehalten". Goethes politische Ansichten änderten sich weder in Bezug auf Deutschland, noch in Bezug auf Napoleon; er muß also, wie Barbarossa, nach momentanem Erwachen sich wieder hingesetzt haben zum Schlaf. Um den Berg flatterten allerdings noch die alten schwarzen Raben, zahlreicher denn zuvor.

Für die Goethe-Napoleonfrage ist der „Epimenides" von ganz untergeordneter Bedeutung. Die auftretenden Genien und Dämonen sind allgemein und symbolisch gehalten; immerhin weist der „Dämon des Krieges" etliche Züge auf, die auf Napoleon besser als auf irgend einen andern Kriegsfürsten passen, so z. B. die lebhafte Freude am Soldatenspiel:

„Ihr zieht mich an; ihr zieht mich fort," —

das Schwelgen in gigantischen Plänen:

„Des Höchsten bin ich mir bewußt;
Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust;
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister," —

das rasche, entschiedene Handeln und unbefriedigte, ruhelose Weiterhasten:

„Und will sich wo ein Knoten schürzen,
Um desto schneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum ist ein großes Werk gethan,
Ein neues war schon ausgedacht,
Und wär' ich ja auf's Aeußerste gebracht,
Da fängt erst meine Kühnheit an." —

Jurist und Diplomat raten zur Mäßigung; -- er hört auf keinen Rat und macht dem Diskurs ein schnelles Ende:

„Ich löse rasch mit einem Male
Die größten Zweifel angesichts;
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert statt goldenen Gewichts."

In den Stürmen der Befreiungskriege war die deutsche Muse — wie es schien auf immer — von Napoleon „abgefallen"; die

Rheinbunddichter machten mindestens den Feldzug von 1814 mit und „sangen" in starken Tönen. Der Tyrann wurde in Stücke zerrissen, seine Asche in die Winde gestreut und seine Seele dem Höllenabgrund zugesandt. Goethe that da nicht mit. Daß sein Held verblutete und unterging, änderte sein Urteil über ihn in keiner Weise; er blieb sich gleich und wechselte nicht die Gesinnung mit dem Wind.[1] Das Schmähen und Schimpfen derer, die früher dem Weltherrscher zugejauchzt oder doch mindestens stillgeschwiegen hatten, ekelte Goethe an, und in diesem Sinne ist es gewissermaßen eine großartige und einzige Erscheinung, daß der Größte der Toten eine Zeit lang fast allein von dem Größten der Lebenden hochgehalten wurde. Auf dem Wiener Kongreß wollten sich die Sieger versammeln zu weltordnendem und -rettendem Thun, — auch zu dem Goethe so verhaßten Seelenschacher; ringsum kroch aus allen Winkeln die „Legitimität", die famose, hervor, und alles Napoleonische bis auf den Namen des Korsen war verpönt und verflucht. Wie zum Trotz legte Goethe zu Wiesbaden den Orden der Ehrenlegion an,[2] die Auszeichnung des großen, nun verfehmten Plebejers, um seine Gesinnung auch äußerlich auf das unzweideutigste zu dokumentieren. Alles, was der Dichter jetzt noch über Napoleon schrieb und sprach, trägt den Charakter von „Dauer im Wechsel". Im Ausdruck allerdings unterscheiden sich diese spätern Sprüche ziemlich stark von den glatten

---

[1] Auch Chr. G. v. Voigt, der noch im Frühjahr 1813 auf den großen Patrioten Stein kräftig geschimpft und alles aufgeboten hatte, mit Weimar dem Kaiser Napoleon treu zu bleiben, versuchte sich jetzt in politischen Oden — z. B.

> ... „Regt des Genius Kraft nicht schon die freieren
> Schwingen, lange gelähmt durch den vergiftenden
> Hauch des Ottergezüchtes,
> Das an leidender Menschheit sog?"   Briefwechsel 434.

Besonders interessant und bezeichnend ist auch das Beispiel J. P. Hebels, welcher jetzt fand, alles sei „so gut gegangen", und über seine politische Schwenkung das naiv-fröhliche Geständnis ablegt: „Der Kalendermann muß sich immer gleich bleiben, d. h. er muß es immer mit der siegenden Partei halten." Hebels Werke II, 152.

[2] Biedermann, G.s Gespr. X, 71.

Karlsbader Stanzen; zudringliche, lästige Gegner und „Nörgler“ werden kurz und bündig abgefertigt, oft in gereiztem Tone, z. B.

„Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!“ [1]

Und ähnlich in den angeführten Versen aus dem Divan. Hieher gehört auch jenes bekannte Gedicht aus den Politica:

„Am jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister,
War ein wundersam verruchtes Wesen:
Satan fing an, es abzulesen.“ u. s. w.[2]

Das lange, vom Teufel nach Art „der deutschen Professoren“ (napoleonisch: Ideologen!) abgefaßte Sündenregister wird von Gott-Vater nur so als Bagatelle behandelt. Zwar liegen nicht eben gewichtige Gründe vor, den Angeklagten zur ewigen Himmelsfreude eingehen zu lassen, und der Richter will ihn dem Teufel überlassen, — wenn dieser nämlich den Mut besitzt, einen Bösewicht von solchem Kaliber anzupacken! Es ist das einzige Mal, daß Goethe in der Behandlung dieses Stoffes die Komik walten läßt; doch verleugnet sich selbst hier der hohe Respekt keineswegs; denn nicht Napoleon, sondern der ihn anklagende Teufel ist die komische Person im Stück. Goethe weigerte sich auch stets, Karrikaturen von Napoleon zu sehen; er ergrimmte über die übelwollenden Berichte von der Fahrt nach Elba; man sollte ihm mit solchen Dingen vom Halse bleiben! Dies hängt zusammen mit dem Bedürfnis Goethes, einen Zeitgenossen zu bewundern, nicht einen großen Dichter oder Gelehrten nur, sondern einen Helden. Denn Goethe war kein Schwärmer des ewigen Friedens; er hielt den Krieg für ein notwendiges Element der Weltordnung und hätte auch als Dichter nicht gerne auf Waffenglanz und -Klang Verzicht gethan:

[1] Goethes Werke III, 287. — [2] Daselbst III, 284.

„Aus wie vielen Elementen
Soll ein echtes Lied sich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?“

Wein, Weib und Gesang allein thun's nicht; — wo blieben da die heroischen Klänge? Drum:

„Waffenklang wird auch gefordert,
Daß auch die Drommete schmett're;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergött're.“[1]

Also Krieg muß und soll sein. Aber nicht ein Krieg mit revolutionärem Charakter, der die Welt in bange Unsicherheit und Furcht versetzt, sondern ein geregelter, ordentlicher, klassischer Krieg, wie ihn eben Napoleon so meisterlich führte, ohne Zuhülfenahme der ungewissen Volkselemente; eine starke Faust muß den Schlachtenhengst zügeln. In diesem Sinn ist auch der zweifellos auf Napoleon gehende Goethe'sche Vers zu verstehen:

„Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg;“

denn unter solcher Führung herrschen Ordnung und Zielbewußtsein. — Der junge Goethe hatte eine helle Bewunderung für den

[1] Goethes Werke, Divan, IV, 13. Vergl. hiezu in Schillers „Braut von Messina“ (I. Szene) die prachtvollen Verse zum Lobe des Krieges:

„Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt sich zum Ungemeinen,
Selbst dem Feigen erzeugt er den Mut.“

großen Preußenkönig in seiner Brust getragen und sich der Großthaten des deutschen Helden gefreut mit dem ganzen Enthusiasmus eines großen und warmen Herzens. Doch da kamen die sächsischen Kritiker und Nörgler in Leipzig und zerzausten das Heldenideal, bis Goethe „nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte", die er „diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte."[1] Das war ein sehr schmerzliches Gefühl für lange, und Goethe vergaß den Raub an seinem Herzen nie. Aber einen Helden mußte er haben, und da die Zeit außer Friedrich keinen aufwies, so suchte er ihn in der Vergangenheit. Cäsar und Mahomet füllten, so gut es ging, die Lücke. Jetzt, da nach langer heldenarmer Zeit die dämonische Gestalt Napoleons erschien, rasch emporwachsend zu schwindelnder Höhe unmittelbar vor den Augen des Dichters, da war des letztern Wunsch und Sehnen nach einem Manne erfüllt; das „wundersamste aller Heldenleben"[2] bot nicht nur ein großartig-glänzendes Schauspiel; es gab auch dem Denken des Dichters und Philosophen einen neuen großen Inhalt. Und diesmal ließ Goethe sich seinen Helden nicht rauben, so sehr auch die Kritiker schmähten; barsch und herb fuhr er heraus: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruh!"[3]

Die „große Symphonie" betrachtete Goethe freilich mit 1814 für abgespielt. Es muß auffallen, daß Napoleons Rückkehr von Elba und Adlerflug nach Paris, daß der gesamte so ungemein packende Schlußakt des großen Dramas in des großen Dichters Gesprächen und Briefen so selten zur Erörterung gelangt. Der Eindruck allerdings war von gewaltigster Wucht. Ein Freund kommt zu ihm — „raten Sie etwas Ungeheures!" „„Der jüngste Tag?"" „Nein". „„Napoleon ist entflohen!"" „Ja".[4] — Auch würdigte Goethe die Tragweite des Ereignisses sogleich viel besser als Hunderte von Fachpolitikern, die sich achselzuckend und mit Ausdrücken

[1] Goethes Werke XXI, 62 f., 77 f.

[2] Briefwechsel mit Reinhard, 295.

[3] Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten, III, 202

[4] Biedermann, G.s Gespr. III, 187 f.

gesuchtester Geringschätzung vernehmen ließen; er sagte: „Ein paar diplomatischer Phrasen thun's freilich nicht ab.“[1] Denn er kannte seinen Mann und beurteilte auch die Stimmung in Frankreich ganz richtig; — „ihro Excellenz Herr Geheimer Rat v. Goethe glaubt, daß eine neue Revolution in Paris sehr wahrscheinlich sei.“[2] Aber die Rückkehr Napoleons bedeutete neuen Krieg, „unübersehbares Unglück“, und Goethe wünschte Frieden. Napoleon war gewesen; er hatte seine Rolle gespielt und gut gespielt; Goethe war es ja, der das bedeutungsvollste „bravo!“ rief; aber die aufregende Reprise war ihm zuwider, — „Gott behüte mich vor französischem Thronwechsel!“[3] St. Helena freilich und der „gefesselte Prometheus“ thaten auch auf Goethe ihre eigentümliche Wirkung.

Die Befreiungskriege hatten wohl die verhaßte napoleonische Zwingherrschaft vernichtet; aber der Tyrannenkerker im fernen Ozean bedeutete nichts weniger als Völkerfreiheit. „Mit Gott für König“, soweit war's gut geraten, „und Vaterland“ war um seinen Gewinnanteil betrogen. Goethe hatte ja nichts Besseres erwartet, und wenn der Anfang des Gedichts „die Sprachreiniger“

„Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!“[4]

einzustimmen scheint in den Chor des allgemeinen Jubels, so ist das eben doch nur Hohn; denn unmittelbar darauf folgt der Kaltwasserstrahl:

„Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen.“ rc.

Noch kräftiger klingt's in der „letzten Strophe“ des Epimenides:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!“[4]

---

[1] Briefwechsel mit v. Voigt, 336.
[2] Biedermann, G.s Gespr. X, 72.
[3] Briefwechsel mit Zelter II, 455.
[4] Goethes Werke III, 280.

Und als mit jedem folgenden Jahr die Reaktion in Deutschland frecher, die Zersplitterung größer wurde, da mochte Goethe erst recht nicht Schmähungen auf Napoleon hören; Demagogenhetzen gab's ja jetzt mehr als zuvor, Aufstände und Revolutionen auch in allen Ecken des Erdteils; — „sie gönnten Cäsarn das Reich nicht und wußten's nicht zu regieren."

So fest aber auch Goethe an seinem Kaiser hielt und so oft er des gefesselten Prometheus auf dem fernen Eiland gedenken mochte, er hat diese, für den Poeten dankbarste Situation aus Napoleons Leben nicht ausgebeutet, keine St. Helena-Lieder gedichtet. Als aber, überraschend bald, die Kunde vom Tod des großen Verbannten nach Europa kam und, wenn auch keineswegs überall Trauer, so doch überall eine ganz beispiellose Teilnahme weckte, da legte auch Goethe dem hingegangenen Kaiser einen Kranz aufs Grab, indem er Manzonis Ode „Der fünfte Mai" übersetzte.

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung schuldig,
Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang,
Der wohl nicht sterben möchte.[1]

Ob Napoleon mit wahrem Ruhm auf Erden gewaltet, mag die Nachwelt entscheiden,

. . . „Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Gränzlose Spur beliebte."

(Strophen 3, 4 und 6.)[2]

---

[1] Goethes Werke II, 467 f.

[2] Vergl. hiezu Grillparzers schwungvolles Gedicht „Napoleon":

Von allen Gedichten Goethes auf Napoleon kommt an Gehalt keines dieser Ode gleich; ja, man muß gestehen, daß kaum eines derselben auf das Prädikat „unsterblich“ Anspruch machen kann. Der Stoff lag zu nahe, ein ungefüger Block, den man sich scheute, künstlerisch zu formen. So sind denn auch Goethes kernige Sprüche in Bezug auf das Objekt kein Ganzes; der Meister greift wiederholt zu Hammer und Meißel und führt ein paar Schläge, gleichsam um zu beweisen, daß er Charakter und Struktur des schwierigen Blockes richtig verstanden; ein Kunstwerk aber, ein geschlossenes Ganzes, ist nicht entstanden.

Es handelt sich überhaupt bei Goethe weniger darum, was er über Napoleon in Versen mitgeteilt, als vielmehr darum, wie er als Welt- und Menschenkenner dessen ganze Erscheinung sich zurechtlegte und beurteilte. Und in dieser Beziehung sind seine Gespräche, namentlich die mit Eckermann, ungleich interessanter und bedeutender als alles, was sich über denselben Gegenstand in den Werken des Dichters findet.

Daß Goethe im Gespräch (auch im Briefwechsel) oft genug zurückhaltend, ja verschlossen und einsilbig war, auch mißtrauisch und manchmal mit gutem Grund, ist allbekannt; die geschwätzige Frau v. Staël empfand das besonders schmerzlich, fand Goethe eigentlich erst genießbar, wenn er zuvor eine Flasche Champagner getrunken. Hier aber, dem harmlosen, treuen Eckermann gegenüber, hier war er Mensch; hier durft' er's sein und frischweg aussprechen, wie

— — — — — — — — — — — — — —

„Zum mind'sten ward'st du strahlend hingestellt,
Zu kleiden uns'rer Halbheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe
Gedenkbar sei in uns'rer Stückelwelt,
Die sonst wohl gar im eig'nen Nichts zerflösse,
Daß noch die Gattung da, die starker Hand
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Große hast am Nied'ren du gerochen,
Und rühmend steh' auf deinem Leichenstein:
Er ward zu groß, weil seine Zeit zu klein.“

er's meinte. Denn der brave, andächtige Lauscher wird ja nicht Mißbrauch treiben mit dem vertraulichen Wort. Darum liegt denn auch der hohe Wert dieser Gespräche ebenso sehr in der freien Subjektivität der Hauptperson als in der Fülle der Ideen und Tiefsinnigkeit vieler Gedanken; was hier zum Ausdruck gelangt, ist oft durchaus spontan, nie gemacht und nie auf die Unsterblichkeit berechnet. Neben den besten Werken des großen Meisters selbst gibt es kein schöneres Goethe-Denkmal als diese Gespräche. Vergeblich hat der geschickteste aller Spötter daran seinen Witz versucht: dem Eckermann-Goethe vermochte der Heinrich Heine nichts anzuhaben; der stand zu fest. Und wenn vielleicht auch Viele in ihrer Anerkennung so weit nicht gehen wollen, zu glauben, „daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes", so kommt doch bei näherem Vertrautwerden das Gefühl mächtig über uns: hier ist echter Goethe, Wort für Wort,[1] Goethe, der aus den sublimen Höhen des künstlerischen Schaffens zu den Menschen „da unten" herniedersteigt, heraustritt auch aus dem wunderlichen Halbdunkel des Faust II und, lästigen Zwang und Rücksicht abwerfend, denkt und spricht — „jugendlich dahinbrausend, gleich dem aus der Höhe herabkommenden Bergstrom." Und so viel mindestens muß man zugestehen: was Goethe da spricht, ist besser, als was er gleichzeitig noch schrieb und drucken ließ; in diesen Gesprächen plaudert kein Greis, sondern ein kräftiger Mann, lebhaft und warm im Enthusiasmus für Großes und Schönes, scharf und bestimmt im Tadel des Schlechten, in den besten Momenten wirklich „das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag", in freiester Weise bietend. Was ihn all' die vielen Jahre hindurch am meisten interessiert und bewegt in Leben, Kunst und Wissenschaft, das spiegelt sich in diesen Gesprächen wieder, und mancher

---

[1] Vergl. F. J. Frommann: „Wer den alten Goethe recht kennen lernen will, der lese neben dem, was er im Alter selbst geschrieben, Eckermanns Gespräche. Dieser in seiner treuen Hingebung hat ihn so wahr und treu wiedergegeben, daß man ihn sprechen zu hören glaubt." — Das Frommann'sche Haus und seine Familie, S. 54.

Zug, der sonst nur diskret angedeutet war und schier verblassen wollte, erscheint plötzlich im schärfsten Licht.

In diesen freien Ergüssen nun, in diesen kürzeren und längeren Abhandlungen spielt Napoleon eine der ersten Rollen. Denn zu den Namen, die am öftesten wiederkehren, am meisten Anlaß zu bedeutenden Bemerkungen geben und nicht selten fast die Konversation eines ganzen Abends beherrschen, gehören: Napoleon, Byron, Faust. Kein gewöhnliches Trio! Schon die Häufigkeit, mit der da der Name des ersteren erscheint, ist bezeichnend; man erkennt, daß Goethe seinem Kaiser fortwährend reges Interesse entgegenbringt, sich mit der seltsamen, nach beendetem Sturm fast noch rätselhafter gewordenen Erscheinung fort und fort lebhaft beschäftigt. Napoleon, Byron, Faust, — es besteht eine eigentümliche Wahlverwandtschaft zwischen den Dreien; die Hauptelemente eines jeden finden sich im andern wieder, wenn auch in anderer Mischung. Und sie finden sich natürlich im Dichter selbst. Es machte ihm Vergnügen, mit Napoleon verglichen zu werden; ja, er stellt wohl selbst den Vergleich an und freut sich, auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft die Feinde so tüchtig zusammenzuhauen, wie der Franzosenkaiser die seinigen auf dem Schlachtfelde; der napoleonische Stil war so kräftig! Den bösen Newtonianern meinte Goethe eine Niederlage à la Jena beizubringen; ... „was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im Oktober 1806. Diese glaubten noch taktisch zu siegen, da sie strategisch schon lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhayn herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch.“[1] — Fühlt Goethe sich in solchen Momenten ganz als Napoleon, so beweist ein späteres Bekenntnis, daß wir es hier nicht etwa bloß mit einem flüchtigen Gefühl, einem Einfall, sondern mit einem klaren Verwandtschafts-Bewußtsein zu thun haben. „Faust“, sagt Goethe 1815 zu Boisserée, „bringt mich dazu, wie ich von Napoleon

[1] Briefwechsel mit Zelter I, 430 f.

denke und gedacht habe."[1] Daraus darf man mindestens den Schluß ziehen: Napoleon hat dem Dichter zu denken gegeben wie keine andere Persönlichkeit, und diese Thatsache besitzt für sich allein schon hohe Bedeutung. Eine wesentliche Aenderung in Goethes Denken ist wohl ausgeschlossen; aber die Erscheinung Napoleons bestätigte manches, was der Dichter gedacht, und hat ohne Zweifel gewissen Richtungen dieses Denkens mehr Sicherheit und Schärfe verliehen. Napoleon bildete ein Hauptargument für Goethes Philosophie.[2]

Der Dichter hat die lobpreisenden Memoirenwerke (Bourienne, Bignon, Las Cases u. a. m.) miterlebt; er war Zeuge davon, wie die berühmte Legende entstand, ein neuer Sagenkreis sich bildete, und freute sich über jedes neue Denkmal zum Ruhme des großen Kaisers. Doch beschäftigte er sich keineswegs in einseitiger Weise mit seinem Helden; denn Goethe, der ja überhaupt sein Leben lang nie müde wurde, zuzulernen, was sich lernen ließ, hat mit lebhaftem Interesse auch jene Stimmen vernommen, die an dem gehaßten Tyrannen nichts Gutes, ja selbst fast gar nichts Großes mehr übrig ließen. Er arbeitete sich sogar durch die Geschichte Napoleons von Walter Scott hindurch, welche ein bedingungsloser Napoleonschwärmer wie Heine nicht hart genug verdammen kann, und beurteilt sie höchst objektiv; ... „überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören."[3] Der greise Dichter hat sich also von verschiedenen Standpunkten aus mit der neuesten Geschichte und ihrer gewaltigen Hauptperson auseinandergesetzt. Ist nun dadurch Goethes Auffassung und Beurteilung Napoleons eine andere geworden? Keineswegs![4] Goethe bleibt sich

[1] Biedermann, G.s Gespr. III, 192. — Dieses Bekenntnis scheint mir wichtig genug, um zu fragen: Wie viel Napoleon von Goethe in den Faust hineingeheimnist worden? Für die Antwort aber spüre ich zu wenig sichern Boden.

[2] Der Dichter pries es als einen großen Vorteil, Zeuge gewesen zu sein von den größten Weltbegebenheiten. Eckermann I, 91.

[3] Eckermann III, 197.

[4] Vergl. Goethes Urteil bei der Lektüre des Memoirenwerkes von Bourienne: „Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtschreiber und

gleich, wie im Interesse, so auch im Urteil; das erstere gilt nach wie vor weit weniger dem Staatsmann und seinem politischen System, als vielmehr dem außergewöhnlichen Menschen Napoleon, und das letztere klingt bis zuletzt aus in Tönen der höchsten Bewunderung. Alles andere, die nach Weltherrschaft ringende Kaisermacht, der schreckliche Zusammenbruch, der gefesselte Prometheus von St. Helena, kommt in diesen Gesprächen nur ganz beiläufig, als der selbstverständliche Rahmen, in Betracht; im Mittelpunkt aber steht der psychologisch (auch pathologisch) höchst eigentümliche und interessante Mensch-Dämon Bonaparte.

Wiederholt lenkt Eckermann das Gespräch auf jene berühmte Entrevue von Erfurt und bedauert, daß ihm nicht auch vergönnt war, den Kaiser zu sehen. Und bei Goethe rufen diese Erinnerungen jedesmal Gefühle der lebhaftesten Freude wach; kein anderer Tag seines Lebens wirkt im Gedächtnis so lebhaft fort, wie dieser. Viel bedeutender jedoch als diese Erfurter Reminiscenzen sind jene Gespräche, in welchen Goethe der Persönlichkeit Napoleons nahetritt, um sie zu betrachten, das interessante Charakterbild in kräftigen, kühnen Linien zu entwerfen. Das hat er nun gar oft gethan; doch ob auch die Bilder bald mehr, bald weniger Licht und Farbe erhalten, so treten doch, kräftig und unwandelbar, die großen Züge bei jedem hervor.

Eckermann bewundert, „wie Napoleon bei solcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vielfache Praxis und Erfahrung vorangegangen.“ „Liebes Kind“, sagte Goethe, „das ist das Angeborne des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar; wir begreifen das eine so wenig als das andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer

Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner; vielmehr wächst er, so wie er an Wahrheit zunimmt.“ Eckermann II, 72.

Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage: er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu thun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, sowie es Hummel gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Diskant spielt."[1]

Vollständiger aber und ungemein viel lebhafter ist die Zeichnung vom 11. März 1828.[2] Dieses Gespräch ist nach seinem Gehalt wohl das bedeutendste der ganzen Sammlung, gewissermaßen eine philosophische Abhandlung über Menschenleben, Produktivität, Genie und Schicksal, mit durchweg bestimmten Urteilen und Schlüssen. Und im Brennpunkt des Interesses steht die Persönlichkeit Napoleons. ... „Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es thäte uns Not, daß der Dämon uns täglich am Gängelband führte und uns sagte und triebe, was immer zu thun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln. Da war der Napoleon ein Kerl! — Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird. — Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!" — Hier lodert die Bewunderung in hellen Flammen empor; so hat Goethe von keinem andern Menschen gesprochen, auch nicht von Byron. Aber er bleibt dabei nicht stehen, sondern entwickelt aus diesem Beispiel heraus seine Ansichten über Produktivität und Genie, vergleicht das Schaffen Napoleons mit seinem eigenen, mit demjenigen der größten Meister in Kunst und Wissenschaft, und so finden wir hier auf einmal eine Reihe von

[1] Eckermann II, 78 f.
[2] Daselbst III, 158 f.

Namen zusammengestellt, deren große Träger nach den Begriffen gewöhnlicher Menschenkinder so himmelweit verschieden gedacht werden, daß ein Vergleich im ersten Augenblick überraschen, ja verblüffen muß. Mozart, Phidias, Raphael, Luther, Lessing, Humboldt, Friedrich II., Zar Peter, Napoleon: sie treten nebeneinander auf; — da mag wohl Eckermann große Augen gemacht haben! Für Goethe jedoch besteht in dem Hauptinhalt dieser Namen kein wesentlicher Unterschied; — „denn was ist Genie anders, als produktive Kraft!" Und Goethe betont mit allem Nachdruck: „Es gibt auch eine Produktivität der Thaten, die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht", — höher nämlich als jene, die Gedichte und Schauspiele hervorbringt. Diese Stelle gehört mit zum Interessantesten und Treffendsten, was jemals über diesen Gegenstand vorgebracht worden ist; der größte Dichter sagt es klipp und klar heraus: die Federhelden sind keineswegs die einzigen genialen Naturen; die größten Männer der That, des Schwertes, sind ihnen zum mindesten ebenbürtig, — ein Bekenntnis, wie es so freudig und überzeugt nicht oft über die Lippen oder aus der Feder eines schreibenden Genies gekommen. Da nun „Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die jemals gelebt haben", so war er auch einer der genialsten; in dieser Auffassung liegt zum Teil das Wesen des Goethe'schen Imperatorenkultus. Der unermüdliche Schlachtenlenker war eine geniale Natur, welcher sich der Dichterfürst eben als Genius nahe verwandt fühlte, gleichviel, welchen Zielen sie zustrebte. Und ähnlich mag auch Napoleon Goethe gegenüber empfunden haben.

So seltsam nun auch die Zusammenstellung Napoleons mit den größten Meistern der Kunst auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist doch Goethe auch hier der höchsten Bewunderung wert; er hat, früher als irgend jemand, mit divinatorischem Blick die „künstlerische" Richtung des napoleonischen Geistes erkannt. Und Goethes Urteil gewinnt neues Interesse, wenn wir es von einem der bekanntesten Historiker und besten Napoleonkenner der Neuzeit in seinem vollen Umfang bestätigt sehen. „Gewiß, unter seinen (Napoleons) verschiedenen Fähigkeiten, so groß dieselben auch seien, ist doch die

konstruktive Einbildungskraft die stärkste. ... „Seine Augen leuchten in seltenem Glanze; er ist (von seinen gigantischen Plänen sprechend) von einem Hauch prophetischer Eingebung erfaßt und gibt sich derselben hin. Plötzlich ist seine Meistereigenschaft hervorgetreten; der im Politiker verborgene Künstler hat seine Hülle abgeworfen, und man erkennt ihn jetzt als das, was er ist, als den nachgebornen Bruder Dantes und Michelangelos, ihr Ebenbild durch das Feuer, die scharfen Umrisse und innere Logik seiner Träume; sein Genius hat dieselbe Gestalt und Struktur; er ist einer der drei souveränen Geister der italienischen Renaissance.“[1] Doch fügt, gleichsam als scharf trennende Kluft, der französische Historiker hinzu: „Seulement les deux premiers opéraient sur le papier ou sur le marbre; c'est sur l'homme vivant, sur la chair sensible et souffrante que celui-ci a travaillé.“ Der deutsche Dichter hat um diesen Unterschied sich nicht gekümmert.

Die Analogie geht noch weiter; Eckermann wirft ein, Napoleon hätte in spätern Jahren jene Erleuchtung nicht mehr in so vollem Maße besessen, und Goethe spricht sofort von seinem eigenen Schaffen: „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweiten Male gemacht.“ Das Außerordentliche gehört der Jugendzeit an, im Dichten, wie im Krieg; denn auf die geniale Produktivität „hat der Körper den größten Einfluß.“ Es ist bekannt, daß Goethe gegen alles Schwächliche und Kränkliche eine ausgesprochene Abneigung hatte; gesunde, kräftige, wohlgestaltete Menschen waren seine Freude; „ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“ Auch aus diesem Grunde imponierte ihm die Erscheinung Napoleons, dieses „Menschen aus Granit“; „was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! — Von dem brennenden Sande der syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche

[1] H. Taine, Orig. d. l. France contemp., Régime moderne I, 49. Ebendaselbst, aus Röderer zitiert, der Ausspruch Napoleons: „J'aime le pouvoir, moi; mais c'est *en artiste* que je l'aime... Je l'aime *comme un musicien aime son violon*“ rc.

Unsummen von Märschen, Schlachten und nächtlichen Bivouaks liegen da nicht in der Mitte! — und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Thätigkeit!" &c. „Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Thaten fällt in die Zeit seiner Jugend ... Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu thun." — Ganz ähnlich hatte Napoleon 1809 über sich selbst geurteilt; „ich tauge höchstens noch fünf Jahre für den Krieg." Und was Goethe und Eckermann hier über Abnahme der Erleuchtung und Produktivität im Alter bemerken, hat einer der ersten Militärschriftsteller in Bezug auf Napoleon aufs überzeugendste dargethan; er vergleicht die Strategie Friedrichs des Großen und des Erzherzogs Karl mit derjenigen Napoleons; das Verfahren der erstern erreiche die militärische Größe des napoleonischen niemals; aber „sie sind wie gleichmäßig brennende, dauernd wärmende Flammen, die den vorhandenen Stoff nur insoweit verzehren, als er sich auch wieder ersetzen läßt, während Napoleon wie ein lodernder Brand allerdings dem Beschauer in der vollen Kraft seines Wesens einen überwältigenderen Eindruck macht, dabei aber schnell die Quellen der eigenen Kraft verzehrt, dann und wann noch glänzende Feuergarben zur alten Höhe emporschleudert, endlich aber in sich selbst zusammensinkt." [1] — Und als endgültiges Urteil über den Feldzug von 1813: „In Deutschland verfügte der Kaiser wiederum über eine völlig genügende Macht, um der zunächst gestellten Aufgabe zu entsprechen, den gegnerischen Angriff siegreich zurückzuweisen, und nur die schwersten militärischen Fehler, das zeitweise Versagen seines Feldherrngenius haben ihn durch die Wellen des konzentrischen feindlichen Angriffes mehr und mehr unterspülen und endlich auf der Klippe von Leipzig scheitern lassen. Und es ist wichtig, zu betonen, daß nicht etwa überhaupt sein Genie gesunken war — denn einzelnes in dem Feldzug von 1813 ist dem Besten seiner frühern Thaten gleichzustellen —, sondern, daß es der Mangel an Beständigkeit dieses Genius war, welcher zu Rückschlägen führte.

[1] Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 247.

Nicht also, weil seine geistige Begabung damals eine höhere gewesen wäre, blieb der junge Feldherr von 1796 immer siegreich, sondern weil eine nie nachlassende Spannkraft sein Genie fähig machte, ununterbrochen den hohen, an ihn herantretenden Aufgaben sich gewachsen zu zeigen." [1]

Auffallend ähnlich lautet das Urteil vieler Litteraturhistoriker über Goethes dichterisches Schaffen in der III. Periode; „einzelnes, z. B. im II. Teil des Faust, ist dem Besten seiner frühern Thaten gleichzustellen"; aber die nachlassende Spannkraft seines Genies war den hohen Aufgaben auch nicht mehr gewachsen.

Goethe findet jedoch für den Untergang seines Helden noch eine ganz andere Erklärung: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern. Mozart starb in seinem 36. Jahre, Raphael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter.. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen." — Wiederum diese eigentümliche Zusammenstellung und dazu die Idee des Schicksalswaltens, der Prädestination, welche dem napoleonischen Fatalismus so ähnlich sieht. Ueberraschend, ja verblüffend wirkt im ersten Augenblick der Gedanke: auch Napoleon habe seine Mission „aufs vollkommenste erfüllt". Daß er eine Mission, und eine große und schöne, allerdings gehabt, — wer wollte daran zweifeln? [2] Aber fast eben so einmütig und bestimmt lautet das verdammende Urteil der Historiker und der Menschheit:

[1] York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 323.

[2] Vergl. Platens Ode, Acqua Paolina (8. Strophe):

„O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europas, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wär'st du seines Liedes Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton!

Nun ist verpönt dein Name;" — 2c.

Werke II, 164.

Napoleon habe diese seine Berufung aufs schlimmste verkannt, das Testament der Revolution gefälscht, an den Völkern gefrevelt, — allerdings in großartigstem Stil! Aber Goethes Missionsbegriff ist ein ganz anderer; ein Pflichtbegriff, ein ethisches Prinzip, fehlt darin vollständig; die ungewöhnliche Produktionskraft so energisch als möglich in große Werke oder Thaten umzusetzen (also die grenzenloseste „Entfaltung der Persönlichkeit"): das ist, was der Dichterfürst unter Mission versteht. Und so gewendet, hat ja Napoleon gewiß die seinige aufs vollkommenste erfüllt! Er hielt sich thatsächlich für den Mann des Schicksals; ohne diesen festen Glauben wäre sein Charakter nicht zu verstehen; doch traute er, obwohl Fatalist, der eigentümlichen Gottheit keineswegs blind, sondern strengte in fast ununterbrochenem Ringen seine ganze Energie und Intelligenz an, um ihr Liebling zu bleiben, — ein Fatalist, der, wie kein zweiter, jegliche Zufallswirkung durch gründlichste Berechnung zu eliminieren suchte.

Was Goethe sonst noch im Gespräch über Napoleon bemerkte — und er hat sich mit ihm beschäftigt bis in die letzten Tage seines Lebens —, kommt an Bedeutung dieser einen „Abhandlung" bei weitem nicht gleich, obschon sich darin des Interessanten und Geistreichen noch vieles findet. Als Leitmotiv geht durch alles hindurch eine stets lebhafte Anerkennung, ja Begeisterung für die Persönlichkeit Napoleons, die in freier Weise, doch immer mit Achtung behandelt wird. Nur ein Moment sei hier noch besonders hervorgehoben, weil sich darin eine für Goethe charakteristische Eigentümlichkeit kund gibt, der Begriff nämlich des Dämonischen in der Menschennatur. Daß in Napoleons Wesen dieser undefinierbare Zug besonders stark hervortrat, ist bekannt, und Geschichte und Litteratur, sofern sie mit Napoleon sich eingehender beschäftigen, erblicken eben darin einen Hauptbestandteil der seltsamen Erscheinung. Französische und deutsche Beobachter aus der nächsten Umgebung Bonapartes gewannen den nämlichen Eindruck, und ihre Urteile über den aufstrebenden General sowohl als über den untergehenden Kaiser stimmen völlig überein. Diese überlegene Dämonennatur hatte gleich beim ersten Auftreten in

Italien die unzufrieden knurrenden Haudegen vom Schlag eines Augereau vollständig entwaffnet, ja Furcht in die Seelen gepflanzt; wer ihm nahe kam — und nicht etwa bloß an militärische Disziplin gewöhnte Soldatennaturen —, fühlte sich sofort erdrückt von einer Ueberlegenheit, die man sich nicht erklären, aber der man sich darum doch nicht entziehen konnte. Dem fremdartigen Wesen Bonapartes gegenüber war selbst die sonst nicht um Worte verlegene Madame de Staël hilf- und ratlos: „Ich bemerkte bald, daß sein Charakter mit den Worten, deren wir uns sonst zu bedienen pflegen, nicht erklärt werden konnte . . . er hatte nicht seinesgleichen . . . er war entweder mehr als ein Mensch, oder aber weniger . . . jedesmal, wenn ich ihn reden hörte, war ich verblüfft von seiner Ueberlegenheit." Und doch besaß Bonaparte damals, wie die Staël ausdrücklich bemerkt, „keine Macht; man hielt ihn vielmehr für bedroht durch das Mißtrauen des Direktoriums; — also war die Furcht, die er einflößte, einzig veranlaßt durch den eigentümlichen Eindruck seiner Persönlichkeit auf fast alle, die ihm nahe traten."[1] Und dasselbe fremdartige Charakterbild wird entworfen von einem deutschen Offizier, welcher im Feldzug von 1813 stets in Napoleons Nähe stand; er schildert die Haltung des Kaisers während der Leipziger Schlacht, und dabei treten etliche Hauptzüge ungemein wirkungsvoll hervor. Napoleons Miene war „herrisch-ernst, doch nicht mürrisch, und änderte sich auch im Lauf des lebhaften Gesprächs fast so wenig, wie die Züge einer Maske. Dieses Feststehende, ich möchte sagen Gefrorne, zusammen mit dem Unruhigen, beinahe Krampfhaften

[1] H. Taine, Orig. d. l. France contemp., Régime moderne I, 17 f. Es ist merkwürdig, wie frühe das Gefühl der Furcht vor Napoleons Persönlichkeit die Gemüter ergriff. Auch Fernstehende, darunter Männer von starkem Geist, teilten dasselbe. Dahin gehört z. B. E. M. Arndt, der über seine Eindrücke berichtet: „Napoleon war einige Tage nach meiner Abreise von Paris aus Aegypten zurückgekommen. Ich sah die herrische Gestalt der Zeit sich schwingen und fortschwingen, folgte seinen Listen, seinen Schlachten, seinen Weltklängen und Faustgriffen. Begriff ich ihn schon klar? Ich weiß nicht; aber nach der Schlacht von Marengo wandelte mich ein Grauen an vor dieser Gestalt." Erinnerungen aus dem äußern Leben, 91.

in seinem Greifen nach der Tabaksdose, dem Taschentuch, dem Opernglas, oft nach nichts, und mit dem Hastigen, etwas Eckigen seiner Bewegungen, hatte etwas — soll ich es Ueber- oder Außermenschliches nennen? — kurz etwas, daß einem ganz unheimlich grauenvoll dabei zu mute ward. Napoleon saß dabei nie länger als etwa zwei Minuten; dann richtete er sich hastig wieder empor und ging auf und nieder. . . . Mit kältester, erdrückender Gleichgültigkeit behandelte er diese vornehmen Herren (die Großen des Dienstes). Adjutanten und Ordonnanzen flogen von allen Seiten herbei; alle wurden direkt an den Kaiser gewiesen. Er nahm ihre Papiere, lief sie blitzschnell durch, schrieb ein flüchtiges Wort oder gab augenblicklich mündliche Antwort, die letzte meist gegen Berthier hin, der dann, wie es schien, die kurze Entscheidung den Eilboten des Nähern auseinandersetzte. Zuweilen winkte der Kaiser diese näher zu sich heran, fragte und fertigte sie selbst ab; mehrenteils nickte er bloß ein leichtes „Gut", oder winkte mit der Hand „hinweg!" Sein Gang traf einige Male so, daß Trupps Verwundeter, zum Teil in jämmerlichem Zustande, bei ihm vorübergebracht wurden. Er wendete weder den Schritt, noch den Blick; die Sache ließ ihn völlig gleichgültig. Dies und noch tausenderlei zusammengenommen, was sich nicht wohl in Worte fassen läßt, bringt einem das Zauberische, Geisterbannende seiner persönlichen Nähe unwiderstehlich vor die Sinne."[1]

Vorwiegend in diesem Sinne haben denn auch Geschichte und Litteratur das Dämonische in Napoleons Charakter aufgefaßt und erklärt; die Begriffe diabolisch und dämonisch erscheinen da als fast gleichwertig; mindestens werden keine scharfen Grenzen gezogen. Bei Goethe hingegen finden wir eine ganz andere Auffassung. Zwar meint auch er: Napoleon sei durchaus dämonischer Art gewesen, „im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist." Doch dies bedeutet lauter Lob und Bewunderung. Denn daß der Mephistopheles dämonische Züge habe, läßt Goethe nicht gelten; er „ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert

[1] F. Förster, Befreiungskriege, II, 119 f.

sich in einer durchaus positiven Thatkraft." Paganini sei dämonischer Natur, auch der verstorbene Großherzog — „voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe ... Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."[1] Also auch hier nicht die mindeste Rücksicht auf die Tendenzen des Napoleonismus; der dämonische Korse ist ein geniales, positiv schaffendes Wesen, eine gewaltige Künstlernatur, deren Großartigkeit auf der grenzenlosen Energie beruht. Eckermann läßt durchblicken, daß diese Auffassung für ihn etwas Befremdendes hatte. Viel wichtiger ist aber das Bekenntnis Goethes: „In meiner Natur liegt es nicht (das Dämonische); aber ich bin ihm unterworfen."[2] Auch der große Dichter erlag, wie so viel Tausende von Zeitgenossen, dem Zauber einer Erscheinung, welche sich vermaß, das Schicksal einer Welt zu sein, und es in der Vollkraft ihrer Existenz, ihrer rastlos arbeitenden Thatkraft und zermalmenden Rücksichtslosigkeit auch wirklich war.

Und da Goethe selbst mindestens so weit Uebermensch war, die möglichst großartige Entfaltung der Persönlichkeit über die Wünsche und Rechte der Menge zu stellen und in gewissen Momenten für eine geniale Kraftnatur das Recht in Anspruch zu nehmen, Ball mit der gesamten, nicht eben sehr achtungswerten Menschheit zu

[1] Eckermann II, 204 f. — Die bedeutendsten Bemerkungen Goethes über das Dämonische in der Menschennatur, besonders über dessen Furchtbarkeit, finden sich im 20. Buche von „Dichtung und Wahrheit", und man wird kaum fehl gehen mit der Annahme, daß der Dichter hier in erster Linie an Napoleon gedacht. „Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, ... selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe; ... selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen."

[2] Den ersten Teil dieses Satzes wird man nicht als richtig gelten lassen; auf eine Menge von Zeitgenossen wirkte doch das Wesen Goethes wie das „Dämonische" seiner eigenen Deutung. Vergl. Richard M. Meyer, Goethe-Biographie, 236 f. „Eine derartige Gewalt, wie etwa Herder sie auf den jungen Goethe, Goethe sie auf den jungen Herzog ausübte, eine solche dämonische Anziehungskraft hatte Goethe schon in der Adelheid im „Götz" gemalt." Vergl. ferner Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Litteratur, IV, 470 f.

spielen, so versteht man ohne Mühe, daß er sich seinem ganzen Wesen nach von Napoleon mächtig angezogen fühlte.

Goethe hat sich seinen Napoleon selbst zurechtgelegt, ohne Hülfe der Legende; der Korse war die große Figur in seinem Leben; die ließ er sich nicht klein hauen. Was falsch war und widerwärtig in Napoleon, der Charlatanismus, ist dem Dichter nicht ganz entgangen; aber er hielt sich an die Hauptzüge, und die genügten zu seinem Heldenbilde. Und dann: Goethe hatte gekämpft und Unbill geduldet für seinen Kaiser. „Auch hast du ganz recht", schreibt er noch 1830 an Zelter, „dir den Begriff von Napoleon nicht nehmen zu lassen; es hat uns zu viel gekostet, dahin zu gelangen, als daß wir ihn um der Hänse willen aufgeben sollten."[1]

Wie Michelangelo einen Marmorblock, so hat Goethe seinen Napoleon gefaßt, in großartigstem Stile. Taines zahlreiche Momentaufnahmen summieren sich zu einem Gesamtbild, dessen Totaleindruck ähnlich wirkt. Doch ein bedeutender Zug des Taine'schen fehlt dem Goethe'schen Napoleon: von der alles Sittliche negierenden Teufelsnatur des großen Menschenverderbers ist in der Auffassung des großen Dichters nichts zu verspüren.

[1] Briefwechsel mit Zelter V, Nr. 716.

Personen-Register.

Litteratur.*

1. Arndt, E. M., Erinnerungen a. d. äußern Leben. Leipzig, Reclam.
2. — Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein. Berlin 1858.
3. Bächtold, Gottfried Kellers Leben. Berlin 1894.
4. Baumgart, H., Goethes Weissagungen des Bakis. Halle 1886.
5. Bernays, M., Zur neuern Litteratur-Geschichte. Stuttgart 1895.
6. Bernhardi, Fr. v., Aus d. Leben Th. v. Bernhardis. Leipzig 1894.
7. Biedermann, W. Fr. v., Goethes Gespräche. Leipzig 1889.
8. Böhtlingk, A., Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. Jena 1877.
9. Börne, L., Werke. Hamburg 1862.
10. Carlyle, Th., Lectures on Heroes. London 1888.
11. Dranmor, Gesammelte Dichtungen. Paetel, Berlin 1879.
12. Droysen, J. G., Vorlesungen über die Freiheitskriege. Kiel 1846.
13. Düntzer, H., Goethe, Karl August und O. Lorenz, ein Denkmal. Dresden 1895.
14. Düntzer, H., Goethes Leben. Leipzig 1880.
15. — Studien zu Goethes Werken. Elberfeld 1849.
16. Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe. Reclam.
17. Förster, Fr., Geschichte der Befreiungskriege. Berlin 1857.
18. Fournier, A., Napoleon der Erste. Biographie. Prag.
19. Frommann, F. J., Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Jena 1870.
20. Geiger, L., Aus Alt-Weimar. Berlin 1897.

    Die eingehende Untersuchung und Prüfung sämtlicher Quellen über die Unterredung Goethes mit Napoleon auf dem Erfurter Kongreß 1808 führt den Verfasser zu

---

* Das Verzeichnis nennt nur diejenigen Werke, auf welche bei der vorliegenden Arbeit direkt Bezug genommen wird.

Die eigentliche Napoleon-Litteratur ist nicht berücksichtigt / Quellen
Durch deren Stud. würde manches Urteil geändert werden müssen.
Taine – keine Quelle!!

dem — wohl endgültigen — Schluß, daß von den zwei Berichten, welche allein ernstlich in Frage kommen konnten, der eine, nämlich Talleyrands (Memoiren), als durchaus unzuverlässig, ja geradezu falsch zu verwerfen sei. Vergl. S. 122—147. Also bleiben nur noch Goethes Skizze, seine Briefe und Gespräche als glaubhafte Quellen bestehen, und diese sind zur Beurteilung der denkwürdigen Entrevue im Vorliegenden einzig maßgebend gewesen.

21. Goedeke, K., Goethes Leben und Schriften. Stuttgart 1877.
22. Goethe, J. W., Werke. Hempel'sche Ausgabe. Berlin 1868.
23. Goethes Tagebücher. Weimarer Ausgabe.
24. — Briefe von und an Goethe, Aphorismen. Riemer. Leipzig 1846.
25. Goethes Briefe. Strehlke, Hempel. Berlin 1882.
26. — Briefe, worunter viele bisher ungedruckte. Berlin (o. J.). Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt.
27. Goethes Briefwechsel mit Herzog Karl August. Weimar 1863.
28. — Briefe an Eichstädt. Hempel. Berlin 1872.
29. — Briefwechsel mit F. H. Jacobi. Leipzig 1846.
30. — Briefwechsel mit Knebel. Leipzig 1851.
31. — Briefwechsel mit Reinhard. Stuttgart 1850.
32. — Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Leipzig 1887.
33. — Briefwechsel mit Schiller. Stuttgart 1828.
34. — Briefe aus Schlossers Nachlaß. Stuttgart 1877.
35. — Briefe an Frau v. Stein. Weimar 1848.
36. — Briefe an Chr. G. v. Voigt. Leipzig 1868.
37. — Briefwechsel mit Zelter. Berlin 1834.
38. Goethe-Gesellschaft, Schriften der. Band IV. Weimar 1889.
39. Goethe-Jahrbuch. VIII, XIV, XV, XVI, XVII. Berlin.
40. Grillparzer, Werke. Cotta, Stuttgart 1872.
41. Gutzkow, Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. III. Auflage. Jena.
42. Harnack, O., Zwei litterarische Aufsätze Napoleons I. Zeitschrift für vergl. Litteratur-Geschichte. Neue Folge, II. Berlin 1889.
43. Häußer, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes.
44. Hebel, J. P., Werke. Berlin 1837.
45. Heine, H., Werke, Hamburg 1884.
46. Jean Pauls Werke. Hempel, Berlin.
47. Klopstock, Werke. Hempel. Berlin.
48. Knebel, Litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Leipzig 1840.
49. Kürschner, J., Deutsche National-Litteratur. 149. Band: H. v. Kleists Werke.
50. Lang, W., Graf Reinhard. Bamberg 1896.
51. Loebell, Entwicklung der deutschen Poesie.
52. Lorenz, O., Goethes politische Lehrjahre. Berlin 1893.

53. Menzel, W., Geschichte der Deutschen. Stuttgart 1843.
54. Meyer, Richard M., Goethe. Berlin 1898.
55. Müller, Fr. v., Kanzler, Unterhaltungen mit Goethe. Stuttgart 1870.
56. Muralt, v., Hans Reinhard. Zürich 1839.
57. Pertz, G. H., Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. Berlin 1851.
58. Platen, v., Werke. Stuttgart 1856.
59. Ranke, L. v., Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Leipzig 1877.
60. Riemer, Fr., Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841.
61. Scherer, W., Geschichte der deutschen Litteratur. Berlin 1889.
62. Scherr, J., Blücher und seine Zeit. Leipzig 1887.
63. Schiller, Fr., Briefwechsel mit Cotta. Stuttgart 1876.
64. Schillers Briefe mit geschichtlichen Erläuterungen. Berlin. Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt.
65. Schlosser, Fr. C., Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Heidelberg 1848.
66. Schmidt, J., Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin 1886.
67. Servaes, Fr., Goethe am Ausgang des Jahrhunderts.
68. Stein, L. Fr., Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.
69. Steiner, R., Goethes Weltanschauung. Weimar 1897.
70. Taine, H., Origines de la France contemporaine. Paris 1895.
71. Treitschke, H. v., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1882.
72. Uhde, H., Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler. Berlin 1875.
73. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Leipzig 1843.
74. Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte, seine Familie und seine Anhänger. Zusammengestellt aus den 1813 und 1814 erschienenen Flugschriften, und mit besonderer Bezugnahme auf die Napoleoniden der Gegenwart neu herausgegeben. Verlag von J. Scheible, Stuttgart 1849. 12 Bände.

Der „Volkswitz" ist eine der reichhaltigsten Sammlungen jener Vernichtungslitteratur gegen Napoleon, die zur Zeit der Befreiungskriege auf einmal emporblühte. Der Titel könnte Anlaß geben zu Mißverständnissen: denn es wird nicht etwa nur Volks-Witz geboten; die Sammlung enthält vielmehr die gesamte populäre und unpopuläre Kampflitteratur der Zeit von 1806 bis 1815. Neben einer Unzahl von anonymen Verfassern sind sämtliche Freiheitssänger mit ihren besten Leistungen vertreten, Kotzebues und Rückerts Possen und Komödien, z. B. neben den Liedern Arndts

und Körners. Die Prosa (historische Aufsätze, Betrachtungen, Ratschläge, Mahnungen ꝛc.) nimmt einen breiten Raum ein. Am schlimmsten wurden von den Dichtern König Jérome und Mutter Lätitia hergenommen; nach entschiedenem Sieg verwandelte sich dann auch das Bild Napoleons selbst zur widrigsten Karikatur.

75. Waitz, G., Caroline.
76. Werner M. R., Goethe und Gräfin O'Donell. Berlin 1884.
77. Winter, Fr. G., Goethes deutsche Gesinnung. Dissertation. Leipzig 1880.
78. Wieland, Werke. Hempel, Berlin. Göschen, Leipzig.
79. York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. Berlin 1885.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 5, Zeile 8 von unten ist zu setzen: Grobheit und Gemeinheit statt ärgste G.

S. 32, Zeile 10 von unten ist zu setzen: auch statt aus.

S. 44, Zeilen 10 und 13: Anführungszeichen ist zu setzen nach Verständnis" statt nach Bonaparte.

S. 49, Zeile 3 der Anmerkung ist zu setzen: Lefèbvre statt Levebvre.

Fischer, Andreas

Goethe und Napoleon Eine Studie

Frauenfeld 1899